

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Band: 74 (1896)

Artikel: Basler Mundart und Basler Dichter
Autor: Socin, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006983>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Basler Mundart und Basler Dichter.

Von
Adolf Socin.

74. Neujahrsblatt

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1896.

Basel.

In Kommission bei R. Reich, vormals C. Detloff.

1895.

Inhaltsanzeige der früheren Neujaarsblätter.

1. Erzählungen aus der Basler Geschichte in zwangloser Reihenfolge.

- I. 1821. (Bernoulli, Dan.) Isaac Iselin.
- II. 1822. (Burchardt, Jac., Oberstehelfer, später Antistes.) Der Auszug der Murracher.
- III. 1823. (Hanhart, Rudolf.) Basel wird eidgenössisch. 1501.
- IV. 1824. (Hagenbach, R. R.) Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
- V. 1825. (Hagenbach, R. R.) Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
- VI. 1826. (Hagenbach, R. R.) Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
- VII. 1827. (Hagenbach, R. R.) Erasmus von Rotterdam in Basel. 1516—1536.
- VIII. 1828. (Hagenbach, R. R.) Scheif Ibrahim, Johann Ludwig Burchardt aus Basel.
- IX. 1829. (Hagenbach, R. R.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
- X. 1830. (Hagenbach, R. R.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf dem westphälischen Frieden. 1646 und 1647.
- XI. 1831. (Hagenbach, R. R.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
- XII. 1832. (Burchardt, A.) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
- XIII. 1835. (Burchardt, A.) Landvogt Peter von Hagenbach.
- XIV. 1836. (Burchardt, A.) Das Leben Thomas Platers.
- XV. 1837. (Burchardt, A.) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
- XVI. 1838. (Burchardt, A.) Das Karthäuser-Kloster in Basel.
- XVII. 1839. (Burchardt, A.) Der Kappenkrieg im Jahre 1594.
- XVIII. 1840. (Burchardt, A.) Die ersten Buchdrucker in Basel.
- XIX. 1841. (Heusler, Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
- XX. 1842. (Burchardt, A.) Hans Holbein der Jüngere von Basel.
- XXI. 1843. (Wackernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jakob.
- XXII. 1844. Jubiläumsschrift: (Reber, B.) Die Schlacht von St. Jakob an der Aare.

2. Die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation, in zusammenhängenden Erzählungen dargestellt.

- XXIII. 1845. (Fechter, D. A.) Die Murracher und die Römer, Augusta Murracorum und Basilia.
- XXIV. 1846. (Burchardt, Jacob, Professor.) Die Alamannen und ihre Bekehrung zum Christenthum.
- XXV. 1847. (Streuber, W. Th.) Bischof Haito, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
- XXVI. 1848. (Burchardt, Theophil.) Das Königreich Burgund. 888—1032.
- XXVII. 1849. Jubiläumsschrift: (Burchardt, Th.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf der westphälischen Friedensversammlung.
- XXVIII. 1850. (Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.
- XXIX. 1851. (Fechter, D. A.) Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
- XXX. 1852. (Fechter, D. A.) Das alte Basel, dargestellt nach seiner allmählichen Erweiterung bis zum Erdbeben 1356.
- XXXI. 1853. (Burchardt, Th.) Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb von Friburg.
- XXXII. 1854. (Burchardt, L. A.) Bischof Heinrich von Thun.
- XXXIII. 1855. (Hagenbach, R. R.) Die Bettelorden in Basel.
- XXXIV. 1856. (Burchardt, L. A.) Die Zünfte und der rheinische Städtebund.
- XXXV. 1857. (Arnold, W., Professor.) Rudolf von Habsburg und die Basler.
- XXXVI. 1858. (Wackernagel, W.) Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.



Das Pfarrhaus in Binningen und die St. Margarethenkirche.

J. Breitenstein's Wirkungsstätte 1852—1870.

„In der Bucht wo Basel, wo s'Bruggthälte afangt
 „Weg z' Biegel so sunnig und schön und s'wohnt himmli'sch Rueth druff,
 „Und d'Luft weht eso mild und so lau.“

Basler Mundart und Basler Dichter.

Von
Adolf Socin.

74. Neujahrsblatt

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1896.

Basel.

In Kommission bei H. Reich, vormals C. Detloff.

1895.

Buchdruckerei Baur, Rüdengasse 3.

Basler Mundart und Basler Dichter.

Am Abend des 10. Mai 1860 versammelten sich im Zunftthause zu Safran die HebelFreunde Basels zur Erinnerung an die hundertste Wiederkehr des Geburtstages des größten unserer alemannischen Dichter. Von jeher hat Hebel, wenn schon er nach Bürgerrecht und Wirkungskreis dem badischen Nachbarlande angehörte, den Baslern doch auch als einer der ihrigen gegolten, nicht nur um der gemeinsamen Mundart willen, auch weil er in Basels Mauern geboren ist, und weil sovieler ungeführte Anspielungen in seinen Gedichten und Erzählungen verraten, wie fest er sich an unsere Stadt als eine zweite Heimat gebunden fühlte.

Es war darum ein guter Gedanke, vom Basler Geist eingegeben und ganz im Sinne des gemüthlich-heitern Hebel, als man an jenem Abende übereinkam, es nicht bei einer litterarischen Feier und einem Festbuch bewenden zu lassen, sondern den Dichter, entsprechend dem frischen Fortleben seiner Werke, durch ein lebendiges Denkmal fort und fort zu ehren. Es war ein Lieblingsgedanke Hebels gewesen, durch ein Vermächtnis es zu ermöglichen, daß in seiner Heimatgemeinde Hausen Sonntags jeder alte Bürger seinen Schoppen Wein trinken könne, sowie daß arme Schüler durch Lehrmittel unterstützt würden. Leider büßte Hebel in seinen letzten Jahren den größten Teil seines Vermögens ein, und erst der Hebelabend von 1860 hat die Verwirklichung seines originellen Wunsches gebracht. Basler und Wiesenthäler Verehrer haben damals die „Hebelstiftung“ ins Leben gerufen, deren Zinsen nicht nur einen Schoppen, sondern ein wahrhaftes „Mähli“ für die zwölf ältesten Mannen Hausens gestatten, während die Mütterlein mit Kaffee und Gugelhopf bewirtet werden. Die Schuljugend sitzt im Freien bei einem Glas Wein mit Becken und Wurst, durch Gesang und gelegentliches Herfagen von Hebelgedichten die Erwachsenen

erfreuend, nachdem beim ersten Akt im Gemeindehause zwei Buben und zwei Mädchen vor der ganzen Versammlung Hebelgedichte vorgetragen und dafür jedes einen schön in Goldschnitt gebundenen Hebel in Empfang genommen haben. Jetzt, nach Verfluß eines Menschenalters, finden sich fast in jedem Hause des Dorfes solche Hebelbücher; sie werden als Zeugnisse einstigen Schulsleißes mit Stolz in Ehren gehalten.

So halten es die HebelFreunde aus Basel und dem Wiefenthal alljährlich am 10. Mai in Hausen. Es ist ein Festtag für das ganze Dorf. Die ungezwungene Fröhlichkeit unter den Gästen, die zutrauliche Herzlichkeit der Einwohner, die idyllische im Blüthen Schmucke prangende Natur und nicht zum mindesten die packende Art, wie der Begründer des Hebelchoppens, Rektor Fritz Burckhardt, jedes Jahr wieder neu den richtigen Ton zu treffen weiß, ob er nun auf dem Gemeindehause der jungen Ortsbürgerin zum Hochzeitsgeschenk einen guten Rat in den Ehestand steuert oder am Mähli launig an etwas Hebel'sches anknüpft — alles das läßt im Geiste des Besuchers einen unverwischbaren Eindruck zurück und den Wunsch: auf Wiedersehn!

Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir sagen: Hebel ist als Dialektdichter unerreicht und unerreichbar. Unerreicht, weil kein anderer nach einem Jahrhundert im Volksmunde noch genannt und gelesen und gelernt wird; unerreichbar, weil selbst ein Gleichbegabter heute die Mundart nirgends mehr in vollem Reichtum und ländliche Natur und Sitten nicht mehr in der alten poetischen Reinheit und Einfalt vorfände.

Hebels Gedichte waren zu der Zeit, wo sie in die Öffentlichkeit traten (1803), eine außergewöhnliche Erscheinung, schon deshalb, weil sie in der Mundart verfaßt waren. Ungefähr gleichzeitig mit Hebel, und ohne daß einer vom andern etwas gewußt hätte, dichtete der Pfarrer Ruhn Volkslieder in Berner Mundart. Sonst verwendete man im vorigen Jahrhundert den Dialekt nur dann für die Schrift, wenn man die Sprechweise des niedern Volkes recht ungeschminkt kennzeichnen wollte, also zu komischen Zwecken, während Hebel das Rohe und Harte aus der Volkssprache gerade ausscheidet und dafür ihre andere Seite, den Vorzug der Naivität und des Wohlklanges, in helles Licht setzt. Der einzige, welcher vorher eben diese Tendenz verfolgte, war der bekannte Dichter Johann Heinrich Voß mit zwei plattdeutschen Sittengemälden aus den ländlichen Kreisen seiner norddeutschen Heimat. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß Hebel, als er alemannisch zu dichten anfieng, diese schwerverständlichen plattdeutschen Idyllen gekannt habe, so führt uns der Name Voß wenigstens auf den gemeinsamen Ursprung einer gehobenen mundartlichen Dichtung. Voß gehörte als Student in Göttingen zu jener Gruppe von Dichtern, die kurz nach 1770 den „Gainbund“ bildeten; Bürger, ihr größter, zeigt, daß Volksmäßigkeit in Ton und Inhalt ihr Streben war. Der gleichen Richtung, und zwar noch ausgeprägter, huldigten die

Männer des Sturms und Dranges: wir erinnern an Göthes Götz von Berlichingen, Herders Volksliedersammlung, Schillers Räuber. „Rückkehr zur Natur“ war ihre Losung. Jene Zeit schwärmte für das vermeintlich schuldlose Leben der Hirten und Fischer, für die Idyllen des antiken Theokrit und des modernen Gefner. Wenn endlich das erwachende Studium des Altdutschen unwillkürlich den Blick auf eine ähnliche Altertümlichkeit, Kraft und Anschaulichkeit in der Volksmundart hinlenkte, so war der Boden vorbereitet, damit aus ihm, ganz von selber und an verschiedenen Orten zugleich, ein neuer Zweig der Dichtung emporspross. Aus einer allgemeinen Zeitströmung, aus der Bewegung, die in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die ganze deutsche Litteratur umgestaltet hat, ist Hebel, ist überhaupt die Dialektpoesie höheren Stils hervorgegangen.

Nichts wäre irriger als die Meinung, die frühere Zeit hätte deswegen keinen Hebel erzeugen können, weil es damals eben noch keine Mundart gegeben habe. Das Gegenteil ist richtig. Wir besitzen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Wörterbuch der Basler Mundart, handschriftlich zusammengestellt von dem damaligen Professor Johann Jakob Spreng, worin das Baseldeutsche durchaus in seiner heutigen Gestalt, nur in noch schärferen Umrissen auftritt. Wie heimelt uns der Tadel an: Maul zu sagen für Mund, oder schmecken für riechen! Und wenn Johann Rudolf Sattler, Notar und Gerichtschreiber zu Basel, 1607 in einer gedruckten Anleitung zum richtigen Deutschschreiben verbietet, liden zu schreiben für leiden, Tusch für Tausch, Frind für Freund, ruewig statt ruhig, jo statt ja, Lechen für Lehen; Fahl, Baan, Raaren anstatt Fall, Bann, Karren; wenn er die Unterscheidung von lehren und lernen ausdrücklich vorschreibt und unter den Wörtern auführt: doll, ehnder, einist, Fürkauf, Imbis, ring, thorecht, Trotte, walen — so sehen wir aus all dem die Spuren der gewohnten Mundart kräftig hervorsichimmern: „dann dieser Zeit — fügt Sattler bei — ein jeder Flecken, geschweig jetzt der Landen und Städten, seine Dialectos, das ist sonderbare und eigene Weisen oder Gattungen zu reden hat.“

Was J. R. Sattler verbietet, war noch ein halbes Jahrhundert vorher nicht nur erlaubt, sondern etwas Gewöhnliches. Das 16. Jahrhundert bietet wie keine andere Periode ein lebens- und wechselvolles Bild deutscher Sprachgeschichte: es ist die Zeit des Kampfes um die Spracheinheit. „Unsere hochdeutsche Gemeinsprache — sagt der Freiburger Schulmeister und kaiserliche Notar Sebastian Helber 1593 — wird auf drei Arten gedruckt: die eine möchten wir nennen die mitteldeutsche, die zweite die süddeutsche, die dritte die oberrheinische. Unter mitteldeutsch verstehe ich die Drucke von Mainz, Speyer, Frankfurt, Würzburg, Heidelberg, Nürnberg, Straßburg, Leipzig, Erfurt; auch die Kölner, soweit sie sich ans Hochdeutsche anschließen. Unter süddeutsch verstehe ich die altbairischen, österreichischen und schwäbischen Lande, soweit sie nicht an den Rhein stoßen. Die oberrheinische

Sprache endlich ist die, welche vor jetzigen Jahren in den Drucken befolgt haben die Schweizer, die Walliser und die Zugewandten in den Bistümern Constanz, Chur und Basel.“

In der Schweiz, auch in Basel, hat man im 16. Jahrhundert schweizerisch nicht bloß gesprochen, sondern auch geschrieben. Es giebt sogar eine Grammatik dieser Sprache: „Handbüchlin tütscher Orthographi, hochtütsche Sproch artlich zu schryben und läsen — durch J. Kolroß, tütsch Lehrmeistern zuo Basel. 1530.“ Die Lutherische Übersetzung des Neuen Testaments wurde 1523 in Basel nachgedruckt mit dem Vermerk: „Die ausländigen Wörter auf unser Teutsch angezeigt“, und so ist der Ausgabe ein acht Seiten starkes Wörterbuch beigelegt. Folgende Beispiele daraus beweisen, wie ungewohnt damals dem Schweizer sogar in der Schrift die reichsdeutsche Sprache war:

Luthers Übersetzung	Schweizerische Erläuterung	Luthers Übersetzung	Schweizerische Erläuterung
ähnlich	gleich	Motten	Schaben
Eifer	Ernst	rasseln	roßeln
fließen	blezen	schmücken	aufmußen
Gerücht	Leumied	Splitter	Spreiß (Sprysse)
Getreide	Korn, Frucht	tabeln	berasseln (brassle)
Rahn	Weidling	sich weigern	sich wehren
Lippen	Leszen	Ziege	Geiß

Daß die Wörter gleich, Leumied, aufmußen mit ei, eu und au gedruckt stehen statt mit i, ü und u, bedeutet bereits eine Konzession an die Gemeinsprache. Ein Gegensatz wie min — mein, dütisch — deutsch, Hus — Haus ist in der That das hervorstechendste Unterscheidungsmerkmal des Alemannischen gegenüber dem Schriftdeutschen. Wo aber die Drucker für den Absatz ihrer Bücher auch auf Deutschland angewiesen waren, lag es in ihrem Interesse, den dortigen Schriftgebrauch und das Sprachgefühl nicht schroff herauszufordern. Es sind die gleichen Ursachen, welche in unsern Tagen zum Aufgeben der schweizerischen Orthographie und zum Anschlusse an die verbreitetste, preußische, genötigt haben. Das Schriftdeutsch des 16. Jahrhunderts bewegt sich in einem beständigen Schwanken zwischen den Dialekten und einer allerdings noch sehr losen Vereinheitlichung, und es giebt vom einen Pol zum andern so viele Spielarten, daß man wohl sagen kann: kein Buch des 16. Jahrhunderts zeigt exakt das gleiche Deutsch wie das andere, auch wenn sie vom nämlichen Verfasser sind. Ein Titel lautet z. B.: „Der Weltspiegel, gespilt von einer Burger-schaft der wythberüempten Frystadt Basel im Johr 1550, und widerumb gebessert und gemehrt mit Sprüchen und Figuren, so im vorigen Exemplar, von Kürze der Zyt, underlassen waren. Durch Valentinum Bolz von Ruffach. Gedruckt zuo Basel, uff dem Rümen Platz by Jacob Ründig im Johr 1551.“ Ein derartiges Buch war seiner Gattung

nach den heimischen Kreisen bestimmt, und so ist es auch unberührt vom Einflusse der Gemeinsprache. Unverhüllt treten Formen der Mundart darin zu Tage: der Rot, abtrinnig, siehren, d'Sach, s'Hus, Gsell, bsorgt, zfrieden, duffen, dinnen; Liebi, Stilli, Kindli; gehen, stehen, kommen, nehmen lauten: gon, iton, kon, näh'n; wir geben = mir gend, lasset = löhnd, ihr macht = ihr machen; ferner: er heig, er thüeig, si müend, ihr wend, du wit, ich wott oder ich wett, er sott; het ich nit ein so guoter Sold = hätte ich nicht einen so guten Sold. — Von dem Geschichtschreiber Wurstisen ist als Handschrift erhalten eine „Verzeichnung, so dorinn von wägen mines Ampts in der Kilchen zuo Mindern Basel anno 1566 mit mir ist verhandlet worden“ — alemannisch, aber seine berühmte Basler Chronik 1580 ist durchaus gemeindeutsch; sogar das doch auch in Süddeutschland allgemein übliche nit ist darin ersetzt durch nicht. Man sieht, das Gemeindeutsche galt eigentlich bloß als Mittel zur Verständigung nach außen; es für den Hausgebrauch zu schreiben, erschien dem Basler des 16. Jahrhunderts ebenso unbequem und unnütz, als wir Schweizer von heute es als eine Ziererei empfinden, unter uns hochdeutsch zu reden. Dem entsprechend hört das Alemannische als Sprache der Litteratur um 1570 auf, während es in den amtlichen Erlassen und in handschriftlichen Aufzeichnungen bis um 1600½ fortbauerte.

Vielfach ist die Meinung verbreitet, die Gemeinsprache, das Schriftdeutsche, Hochdeutsche, Gutdeutsche, oder wie man die über den Mundarten stehende Sprache sonst noch benennen mag, sei eine Schöpfung der Reformation, speciell Luthers. Diese Auffassung ist falsch. Luther selbst widerspricht ihr mit den Worten: „Ich habe keine besondere, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche die deutsche Gemeinsprache, damit mich sowohl die Ober- als die Niederdeutschen verstehen. Ich richte mich nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Darum ist es auch das verbreitetste Deutsch.“ Wahr ist nur, daß ohne den von der Reformation bewirkten Aufschwung der Litteratur und ohne die beispiellose Verbreitung der Schriften Luthers der Sieg der von ihm vertretenen Einheitsprache länger hinausgeschoben worden wäre. Diese aber ist eben die mitteldeutsche Richtung, der jenes früher erwähnte Zeugnis Sebastian Helbers von 1593 die bedeutendsten Druckerstätten zuteilt. Auf ihr beruht die heutige deutsche Schriftsprache, das Neuhochdeutsche. Ihre charakteristischen Züge treten zuerst in Böhmen, Schlesien und Sachsen auf, von 1350 ab. Die von Helber ebenfalls genannte süddeutsche Richtung ist die ältere Schwester zu ihr. Österreich, Baiern und das übrige katholische Süddeutschland hielten bis in die Aufklärungszeit, d. h. bis vor hundert Jahren, an dieser fest. Vor und neben der Luthersprache galt sie als das „gemeine Deutsch“. Schon vor der Reformation, ja schon im 15. Jahrhundert haben einzelne Basler Drucker Anschluß an diese Gemeinsprache gesucht.

Den ältesten Ursprung aber hat das Schweizerdeutsche oder Oberrheinische oder, wie die gelehrte, umfassendere Bezeichnung lautet: das Alemannische. Es ist die Fortsetzung der klassischen Sprache des 12. und 13. Jahrhunderts, des Mittelhochdeutschen. Vor 1260 besitzen wir nichts Deutschgeschriebenes aus Basel. Das reiche Schrifttum, das sich von da an während dreier Jahrhunderte entwickelt, ist verfaßt in einer Sprache, die, vom Mittelhochdeutschen ausgehend, sich allmählig zu einem oberrheinischen Schriftdialekt ausbildet, der seinen reinsten Ausdruck in dem berühmten „Narrenschiff“ des Sebastian Brant, 1494 zu Basel gedruckt, gefunden und, wie gezeigt worden, sich noch ein ganzes Jahrhundert lang gegen die sprachliche Centralisation behauptet hat.

Die heutige alemannische Mundart ist also nicht ein verderbtes Schriftdeutsch, sondern einfach die letzte Stufe eines frühern Sprachzustandes, und ihre Geschichte läßt sich, zwar nicht in Basel, aber in der Schweiz, in ununterbrochener Reihe ein Jahrtausend zurückverfolgen. Einen Unterschied müssen wir allerdings betonen: wenn Sebastian Brant und wenn Hebel alemannisch schreiben, so ist es nicht dasselbe. Sebastian Brant schreibt alemannisch, weil sich das für das Schreiben damals von selbst verstand, während Hebel zum Alemannisch-schreiben sich sozusagen zwingen mußte. Zweitens kopiert Hebel mit voller Absicht die Mundart so, wie sie gesprochen wird. Dagegen zur Zeit, wo das Alemannische auch Schriftsprache war, war es anders: die gesprochene und die geschriebene Mundart wichen immerhin von einander ab, in der Weise, daß die erstere sich bereits der heutigen nähert, indes das geschriebene Alemannisch ein älteres Gepräge bewahrte. Man schrieb wohl zu Basel im Mittelalter: er gab, aber man sprach: er het gä. Noch mehr: es ist nachgewiesen, daß man um 1500 in Basel ungefähr schon so gesprochen hat wie heutzutage, während anderseits um 1300 die charakteristischen Züge unserer Mundart noch nicht vorhanden oder erst im Entstehen begriffen waren. So stellt sich auch von dieser Seite das 14. und 15. Jahrhundert als die Blütezeit des Alemannischen dar.

Die folgende Vergleichung einer Stelle aus Hebel und ihrer Übersetzung in die vor 1300 mutmaßlich gesprochene Mundart möge das Gesagte veranschaulichen:

S' stoht im Wisethal und in den einfeme Matte	Es staht in Wisedal und in den einlützen Matten
No ne Hus, me seit em numme s' Steinemer Schlöfli.	Nohh en Hus, men spricht im nuwant ze Steine das Slöfli.
S' thuet de Hamberschlitten und s' thuet de Bure, wo gfrohnt henn,	Es entuot den Antwerchlüten unde den Buren alda frohndon
Bis es gstanden isch mit sine Stapflen am Gibel,	Unz es stuont mit finen Stapflen am Gibel,
Au fei Zahn meh weh. Doch lige sie rüejig im Bode.	Duhh kein Zan nimeh weh. Doch ligent si nu ruoweklich im Bodem,

D'Häfnetsumpfer nit, wo vor undenkliche Zytte	Ahne di Hevenötjuntfro, dü z'ungedenkigen Zi- ten
In dem Schlöfli ghufet het mit Vatter und Mueter.	In dem Slöfli ghufet het mit Vatter und Muoter.
S' isch e Zwingher gfi, und s'het des Frohnes fei End gha,	S' was en Twingher und was Frohnens kein Ende,
Bald uf's Trybe, bald zum Bauen oder an Acker,	So uff Triben, so ze buwend old ann Acker,
Z'nacht zum Hüeten ins Feld; und het der Zwingher und d'Zwingfrau	Alre nechtelich z'hüetend ze Felt, und wen der Twinther und sin Wirten
Mit meh gwüßt, isch d'Tochter cho . . .	Mit meh heint gwist, zhant so kunt ir Doch- ter . . .

Geschäftliche Rücksichten und die Mode haben im 16. und 17. Jahrhundert das Alemannische aus dem Schriftgebrauch verbannt, nicht Unfähigkeit, zum Ausdruck der Gedanken über das Alltägliche hinaus zu dienen. Hat ihm doch Hebel diese Eigenschaft ohne weiteres zu verleihen gewußt und hat es sie heute noch nicht völlig eingebüßt! Von jeher haben die Sprachkenner gerade diese Mundart mit Auszeichnung behandelt. „Den schweizerischen kann man von allen oberdeutschen Dialekten den reichsten und reinsten nennen“ (Scioppius 1626). Leibniz rühmt die treffende Kürze gewisser schweizerischer Ausdrücke. Ähnlich äußert sich Lessing. Man hob die Altertümlichkeit, Männlichkeit und Stärke dieser Mundart hervor. Auch habe sie dadurch noch besonderen Wert, daß sie von Hoch und Nieder gesprochen wird. — Herder verlangt die Bereicherung des Schriftdeutschen durch altes Sprachgut: „Die Schweizer sind zu diesem rühmlichen Geschäfte die ersten. sie verstehen diese Wörter mehr als wir, weil sie den Kern der Sprache mehr unter sich erhalten haben. So wie überhaupt in ihrem Lande sich die alten Moden und Gebräuche länger erhalten, da sie durch die Alpen und den helvetischen Nationalstolz von den Fremden getrennt sind, so ist ihre Sprache auch der alten deutschen Einfachheit treuer geblieben“. Göthe, der die Mundarten keineswegs ausgerottet wissen wollte, nennt die Sprache Hebels eine behagliche, naive, mit sinnlich bedeutenden und wohlklingenden Worten. — Jakob Grimm, der genialste Sprachgelehrte, den wir kennen, stellt in der Vorrede zum Deutschen Wörterbuch die schweizerische Mundart über alle andern: „Diese ist mehr als bloßer Dialekt, wie es schon aus der Freiheit des Volkes sich begreifen läßt; noch nie hat sie sich des Rechtes begeben, selbständig aufzutreten und in die Schriftsprache einzufließen, die freilich aus dem übrigen Deutschland mächtig zu ihr vordringt. Von jeher sind aus der Schweiz wirkliche Bücher hervorgegangen, denen ein Teil ihres Reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere Zuthat aus der heimischen Sprache fehlte; einem lebendigen Schriftsteller, bei dem sie entschieden vorwaltet, Jeremias Gotthelf, kommen an Sprachgewalt und Eindruck in der

Lesewelt heute wenig andere gleich. Auch der elsässischen, alemannischen oder schwäbischen Volkssprache, wie vorzüglich Hebel dargethan hat, steht des Lieblichen und Wohlgefälligen noch viel zu Gebot“.

Wenn die vorhin versuchte Rekonstruktion der Basler Mundart des 13. Jahrhunderts richtig ist, so war die Betonung damals behender, schärfer, ausgeprägter, verriet mehr Energie. Wie undecidiert klingt unser „naai“! Heute hat die Stadtmundart einen gedehnten, behaglichen Typus, der sie besonders zu Szenen aus dem Familienleben geeignet macht. Ein Gemälde zu entwerfen voll Kürze und Erhabenheit wie Hebels „Karfunkel“ — dazu mangeln ihr Farbe und Kraft.

Als „alemannisch“ bezeichnet Hebel den Dialekt, „der in dem Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und Sundgau und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Teile von Schwaben herrscht“. Damit werden wir auf die Frage geführt, welche Stellung Basel in dieser Mundarten-Abstufung einnimmt. Gehört denn, wie behauptet wird, die Stadt Basel sprachlich zum Elsaß? Hatten diejenigen Recht, die den Verfasser des Basler Wörterbuchs tadelten, weil er Stadt- und Landmundart zusammen behandelte? Auf welche Gründe stützen wir uns, daß wir die Schriftsteller Basellands an der Seite der Städter Revue passieren lassen?

Die am Schlusse dieses Neujahrsblattes gedruckte tabellarische Vergleichung der Mundarten von Basel und der Umgebung, wobei zur Veranschaulichung der beständig auffallenden Unterschiede Stichwörter gewählt sind, giebt auf diese Fragen Antwort. Es kann nach dieser Übersicht kein Zweifel darüber herrschen, daß von all den genannten Mundarten die basellandschaftliche die stärksten Merkmale des Schweizerischen trägt. Daneben aber bestehen wieder ebenso starke Trennungspunkte. Jenseits des Hauensteins spricht man „Basel“ mit kurzer, scharfer Betonung; der Landschaftler aber sagt „Baasel“, ganz wie der Städter. Umgekehrt sagt der Schweizer wiit, Huuffe, Lüüt, 'broocht, während Baselstadt und -land hier die Vokale kürzen. T und P im Wortanfang wie in „Tag, Peter“ werden nicht so energisch gesprochen wie sonst in der Schweiz, sie nähern sich vielmehr dem D und B. Diese Erscheinungen betreffen unzählige Wörter.

Ebenso wenig kann das viele Gemeinsame von Baselstadt und Elsaß geläugnet werden. Die ü-artige Aussprache in „du, Hus“ stellt z. B. den Basler an die Seite des Mülhauers. „Guet“ spricht der Städter anders als der Landschaftler. Im Mittelalter waren die Beziehungen nach dem Elsaß die lebhaftesten. Das Oberelsaß stand kirchlich unter dem Bischof von Basel, und hier hatten die Klöster wie die Bürger unserer Stadt weitaus ihren meisten Landbesitz. Die Namen der Basler Geschlechter, soweit aus ihnen die Herkunft erschlossen werden kann, weisen ebenfalls in erster Linie auf das Elsaß.

Die Reformation hat diese Verbindungen durchschnitten, und was sie übrig gelassen, hat die französische Revolution aufgehoben. — Aber es besteht noch ein Unterschied, der sich nicht durch die Schrift wiedergeben läßt: das ist der Sprachton, der sogenannte accent. Nach dem Sprachton erkennt der Mann aus dem Volke mit seinem Instinkt sofort die Heimat dessen, den er sprechen hört. Warum sollte die Wissenschaft an dieser Beobachtung gleichgültig vorbeigehen? Nun, der Sprachton des Baslers weist seine Mundart wiederum eher zur benachbarten badiſchen als zur elsässischen.

Die Wahrheit ist die: es ist unmöglich, die Mundarten anders abzutheilen als nach den politischen Grenzen. Auch das Volk redet ja von Elsässer, Badiſchem, Baſelbieter Dialekt etc. Eine sachliche Trennung würde noch dadurch erschwert, daß auch ein sprachlicher Gegensatz nach den Ständen sich kundgibt in der Aussprache von Wörtern wie halt, doch, Bau, Mueter, hinecht (wie wenn geschrieben stände „hinert“). Wenn nun in unserm Falle die Ansetzung einer größeren Gruppe wünschenswert erscheint, so nimmt man einfach Baſel als Mittelpunkt an, von welchem aus die eine Besonderheit nach dieser, die andere nach jener Seite hin ausstrahlt. Wo dann diese Besonderheiten ganz aufhören oder hinter andersartigen zurücktreten, schließt der betreffende Dialektkreis ab. Der Rhein bildet keine Sprachscheide. Das Prinzip des allmählichen Zueinanderübergehens der Mundarten ergibt sich auch aus folgenden Beispielen:

Schweiz	Baselland und Hebel	Markgrafenland	Elsas	Stadt Baſel
I ha de Ma gseh	I ha der Ma gseh	I ha der Mann gſäh	I ha der Mann gſäh	I ha der Ma gseh
De ganz Tag	Der ganz Tag	De ganze Tag	Der ganze Tag	Der ganz Tag
Uſe Weg	Uſſe Weg	Uſſe Weg	Uſſ der Weg	Uſſ der Weg
Undere Bode	Undere Bode	Undere Bode	Uunder der Bode	Uunder der Bode

Sind wir schon vom sprachlichen Standpunkte aus berechtigt, die Landschaft in die Sphäre Baſels einzubeziehen, so tritt für die Litteratur noch der weitere Grund hinzu, daß gerade in den Schriften, die sich als spezifisch basellandschaftliche darstellen, die Stadt Baſel unwillkürlich eine hervorragende Rolle spielt. Baſel ist auch nach der politischen Trennung die wirtschaftliche und geistige Hauptstadt geblieben, und es hat die Neuzeit mit ihrer Tendenz zur Bildung von Großstädten, ihrer Ausbreitung von Handel und Industrie, ihren Eisenbahnen, Schulen und Banken diese Stellung noch verstärkt.

Ein Festdichter am Jubiläum von 1860 hat den Ausspruch gethan: Hebel hat das Schweizerdeutsch zur rechten Ehre erhoben. — Dieser Satz enthält keine Übertreibung. Denn während seither die Schweiz unter einem Wuste angeblicher Volkspoesie doch eine stattliche Reihe origineller Dialektschriftsteller hervorgebracht hat, scheint in Hebels engerer Heimat diese Ader erschöpft. Wir wüßten nur von Pfarrer Dorn und Georg Nöhlin d. ä.

einzelnes Gelungene beizubringen. Die „alemannischen“ Lieder, die in den vierziger Jahren der bekannte Hoffmann von Fallersleben dichtete, weil er die Sprache Hebels eigens geschaffen glaubte für ländliche Natur und Empfindungen — müssen dem in der Mundart Aufgewachsenen jetzt ein Lächeln entlocken.

Ursprünglich wollte Hebel die Alemannischen Gedichte in Basel erscheinen lassen. Aber der Buchhändler Samuel Flick, an den er sich wandte, gab die philiströse Antwort: so dichten wie man rede, da sei keine Kunst dabei. — Bald darauf, als Hebel ungeahnten Erfolg hatte, nahm der gleiche Flick schleunig die lederen „Neuen alemannischen Gedichte“ des Freiburger Professors Ignaz Felner in Verlag. Aber wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. Hebel bürgerte sich in jedem Hause ein, Felner machte Fiasco. Die Verse einiger sogenannten Volksdichter waren zu holprig und zu kleinlich, um des Druckes wert zu

erscheinen. So sah man

Hebel für etwas ganz

Ausnahmssweises an

und ließ sich an ihm

genügen. Es ist fast ein

halbes Jahrhundert ver-

strichen, bis in Basel

wieder mundartliche

Gedichtsammlungen

gedruckt wurden, und

damit kommen wir zu

den Dichtern, welche

diesen Zweig in unserer

Vaterstadt zu neuer

Blüte gebracht haben:

Philipp Hindermann

und Karl Rudolf Ha-

genbach.



Philipp Hindermann ist nicht nur der älteste, sondern innerhalb der Mauern Basels auch der bekannteste unserer Dialektdichter. Er wurde geboren am 12. December 1796 und starb am 10. Januar 1884. Die tiefgreifenden Umgestaltungen, die während dieses langen Lebens unsere Stadt äußerlich und innerlich erfahren hat, sind in Hindermanns Knittelversen dichterisch verewigt. Hierauf und in seinem urwüchsig kleinbürgerlichen Wesen beruht seine Popularität. Was Hindermann geworden ist, das hat er aus sich selbst

heraus gearbeitet. Schon im zwölften Altersjahr mußte er die Schule verlassen, gerade als Verständnis und Wißbegierde in ihm erwachten. Er sollte Schuster werden, weil, wie der Schul-Vorsteher sagte, das Handwerk einen goldenen Boden habe und er zu nichts anderem taue. Aber der immer stärker werdende Trieb zu geistiger Beschäftigung vereitelte dies. Hindermann wurde Schriftsetzer. Als solcher hat er u. a. eine hebräische Bibel, die sog. Haas'sche, gesetzt; zu diesem Behufe lernte er eigens die Anfangsgründe des Hebräischen. Um weitere Förderung zu finden, schloß er sich einem wissenschaftlichen Verein, der „bildenden Gesellschaft“, an, die fast lauter aus jungen Studierenden bestand und bei deren Zusammenkünften Vorträge gehalten wurden. Halbe Nächte widmete Hindermann fortan angestrengtem Studium. Aus dieser Zeit stammen auch seine frühesten Verse und die Bekanntschaft mit dem freundlichen Karl Rudolf Hagenbach. Ihm legte er seine ersten Versuche vor, und Hagenbach munterte ihn zu weitem auf, indem er ihn zugleich auf Fehler und Mängel aufmerksam machte und ihm auch die Erzeugnisse seiner Muse mitteilte. Im Sommer 1819 war Hindermann mit Hagenbach auf dem Dietisberg bei Eptingen, einem Gute der Familie Hagenbach. „In jugendlichem Mutwillen — erzählt Hindermann — kleideten wir uns an einem schönen klaren Sonntage in Mähdersleute um und begaben uns, er mit der Violine und ich mit dem Klarinett, nach Ruch-Eptingen, wo eine große Badegesellschaft, mehrtheils Basler, im Freien zu Mittag speiste. Der junge Hagenbach stellte den Blinden vor und hielt sich an meinem Rocke fest. So blieben wir in ehrfurchtsvoller Ferne vor der Gesellschaft stehen und produzierten unsere vorher eingeübten Gassenhauer. Schon sammelte man für uns Gaben, aber bald wurden wir erkannt und an den Tisch gezogen. Dann wurde die ganze Gesellschaft für einen Zug in Bauerntracht entusiastmiert. Mit Sensen und Rechen ging's nach Diegten zum Pfarrhaus, Geiger und Pfeifer voran mit lustigem Spiel. Auf der Pfarrmatte wurde Halt gemacht. Nach eingenommener Erfrischung wurde der Rückzug nach Ruch-Eptingen in fröhlichster Stimmung wieder angetreten“.

Noch ist ein „Bauerngesang“ vorhanden, den Hindermann in den zwanziger Jahren dichtete, als man an der Fastnacht eine Bauernhochzeit aufführte:

In der Schwiz, in der Schwiz do simmer dohei,
In de Berge, hei juchei!
Mer sind e chli go Basel abe cho
Und händ e lustigi Musik mit is gno.
Hei juchei, hei juchei, jek lüpfe mer d'Schuech
Und tanze denn bis gnue!

Bi der Nacht, bi der Nacht, wenn der Wächter ruest,
Und wenn 's Chüehli au scho schnuft,

Do tanzt men eis im Hochzitchleid
Und goht nit hei, bis der Güggel wieder schreit!
Hei juchei, hei juchei, jetz lüpfе mer d'Schueh
Und tanze denn bis gnue!

Jetzt noch singen die Kinder auf der Gasse diese Verse, ohne natürlich zu wissen, von wem sie sind — das richtige Volkslied. In Hindermanns Büchlein stehen sie nicht.

Die Berührung mit Büchern und Höhergebildeten hatte in Hindermann den Wunsch erweckt, Lehrer zu werden. Er nahm Teil an einem Vorbereitungskurse des Rektors Hanhart für Schulaspiranten und erhielt 1831 eine Stelle an der Knaben-Gemeindeschule zu St. Theodor, als Nachfolger des wegen Parteinahme für die Landschaft abgesetzten Magisters Kölner. „Nun war ich in meinem Elemente und dankte Gott innig für die wunderbare Schickung“ — schreibt er in seinem Lebenslaufe. Dreiunddreißig Jahre lang hat er da seines Amtes gewaltet, bis ihn 1864 ein zunehmendes Augenübel zum Rücktritte zwang. Die Schüler hingen an ihm, denn er war ein guter Mensch. Er trieb, wenn er sich auch sonst mit pädagogischen Fragen nicht stark abgab, auf originelle Art Anschauungsunterricht, indem er die Gegenstände, von denen er redete, schön an der Tafel vorzeichnete; wenn die Schüler besonders brav gewesen waren, spielte er ihnen Guitarre. Er war überhaupt voller Schnaken, ein Spatzvogel seiner Art. Im Lortorfer Bad praktizierte er z. B. vor den zahlreich anwesenden Bauern das Bauchrednen, daß sie Mund und Nase aufsperrten. Ein heiterer Mut und ein trockener Humor verließen ihn niemals, auch bei herben Schicksalsschlägen. „So, i ha nyt as Pech; do vorere Zytt isch d'Magd krank worde; die hemmer miesen in Spital thue, das het mi so viel Geld kostet — und jetz stirbt mer d'Frau“, sagte er zu einem Freunde, als ihm dieser condolierte — und dabei hatten sie in Freud und Leid treu und friedlich mit einander gelebt.

Von da an lebte Hindermann in der Familie seines Sohnes. In den letzten Jahren zog er sich, nahezu erblindet, mehr und mehr vom Verkehr mit der Außenwelt zurück. Aber sein Geist blieb rege. Noch vierzehn Tage vor seinem Tode lieferte er ein Gedicht ins „weiße Haus“, und am Neujahrstage 1884 gab er im Kreise der Seinigen ein Lieblingsliedchen zum besten. Den andern Tag hatte er einen Schlaganfall und erlag ihm nach kurzer Zeit.

„Humor und Ernst“ sind die vier Bändchen Gedichte von Hindermann betitelt, deren erstes 1856 erschien und deren letztes 1886 von seinem Freunde Friedrich Jäsch mit Hindermanns Porträt und Lebensabriß herausgegeben wurde. Es sind lauter Gelegenheitsgedichte, dabei weit mehr Humoristisches als Ernsthaftes. Die mundartlichen überwiegen an Zahl und an Qualität, weil eben Gedichte lokalen Charakters besonderes Leben und erhöhtes Interesse gewinnen. Das beste Bändchen ist das dritte, 1866, wie denn im ganzen die

sechziger Jahre Hindermanns fruchtbarste Zeit waren. — Da finden wir zunächst die Zeitgeschichte in satirischer Beleuchtung. Den annexionslustigen Napoleon vergleicht er mit einem „Kagerällig“, und die Preußen sind eine neue „Greifen“-Gesellschaft. Den Hauptteil aber kriegt „der Mutz“ ab, und es kommt dem Dichter nicht darauf an, ihn über Dinge zu apostrophieren, welche eigentlich die in der Mutzstadt thronende Mama Helvetia angehen. Wie so viele alte Basler hegte Hindermann Mißtrauen gegen den Bund, von dem die Stadt Basel seit den dreißiger Jahren so manche schändliche Zurücksetzung hat erfahren müssen. Er sieht bei den lieben Eidgenossen nur den bodenlosen Sack, und der Mutz ist das eine Mal der Lecker, welcher den Honig aus den zweiundzwanzig Bienenstöcken in Verwahr nimmt, das andere Mal der Bär, der ab der Kette gekommen ist und seinen Führer tanzen macht. — Unheimlich sind unserm Dichter die Eisenbahnen, weil sie die billigen Lebensmittel auswärts führen, und die Überslutung der Stadt durch fremde Einwanderung:

Und goht me näher uf der Grund
Woher au die Veränderung kumt,
Dä Wechsel im Charakter hie,
Die Menschemasse wie no nie,
Dä Umschwung ohni eigni Wahl,
Die neu, großi Bürgerzahl,
Und dä verdaulich Baslermage —
So find's zwee Gründ, die alles sage:

Der ersi Grund isch's Bundesgesetz,
Das schützt und schirmt der Schwizer jetz;
Er ka ganz ungeniert jetz ko,
Si frei in Basel niederloh.
Und wie im Früehjohr d'Schwalme ziehn
Und ihri Nester baue thien,
So find si ko mit Frau und Kinder,
Gend denkt, der Richtigum käm do gschwinder.

Der zweiti Grund isch d'Industrie,
Und das wird wohl der Hauptgrund si.
Unzähligi Fabrikgebäu,
Teils älter und teils nagelneu;
Die Dampfkaminer, die do stehn
Und hoch und stolz zum Himmel sehn;
Die Räder in de Dampfmaschine —
Die ziehnd die Menschemassen ine. 1861.

Diese Sachen, die von 1834 an gleichsam eine politisch-soziale Basler Reimchronik bilden, trug Hindermann jeweilen bei Zunftessen, namentlich aber am jährlichen Kleinbasler

Gesellschaftessen, dem „Gryffemähli“, in einer unnachahmlichen schalkhaft-gemütlichen Art, quasi als „Dubel“, vor. Den andern politischen Standpunkt vertrat dann, ebenfalls als Poet, sein Kollege und Freund, Lehrer Friedrich Fäsch.

Bei Anlässen im Männerchor, in der Liedertafel, im Lehrerverein, für Einladungen zu Hochzeiten, Taufen und Mehrgeten hatte Hindermann als Gastgeschenk immer ein paar Gedichte in der Tasche. Er war der wahre „Stadt Pfeifer“ und wußte je nach den Leuten auch den Ton zu treffen. Viel ist die Rede vom Essen:

Dorum, wenn der Mensch sy Kraft
Wyslig au benutzt und schafft,
Schadet em vo Zit zu Zit
Au e Freud in Ehre nyt.
Und bi dene Freuden isch
S'Haupterforderniß e Tisch;
Aber nit nur s'leeri Brett:
s'Esse macht der Tisch erst nett!

Heute noch hört man in geselligen Kreisen von Hindermanns Gedichten deklamieren, z. B. die Kaffee-Bisite und die komische Beschreibung von Gesslers Tod. — In letzterer Gattung, der Travestie, hat sich übrigens ein anderer Basler besonders hervorgethan, Philipp David, 1864 in Aarau gestorben. Von diesem kurzierten seinerzeit als beliebte Dialekt-Deklamationen auf fliegenden Blättern z. B. „d'G'schicht vom Wilhelm Tell, wie si ne Berner Schuelmeister syne Schüelere verzellt het“ und „d'G'schicht vom Chlyne Davidli und vom große Goliath“ — beide von großer humoristischer Wirkung.

Hindermanns Vorzug ist, daß er in seiner Sphäre bleibt; er stellt — und dies kennzeichnet den Volksdichter — seine Person nicht hervor und prunkt nicht mit Empfindungen. Für seine gelungensten Gedichte halten wir die von entschieden baslerischem, wir möchten fast sagen Kleinbasler Inhalt. Diese bleiben für den, der sonst nichts auf „Handwerkerpoesie“ giebt, doch als kulturgeschichtliche Dokumente interessant. Daß das Thema oft unbedeutend, der Gedanke trivial, das Gleichnis weit hergeholt und die Ausführung zu lang und zu breit ist, kann nicht geleugnet werden. Wo dieser Dichter aufhört, Lokaldichter zu sein, ist er nichts sagend. Aber einen hellen Kopf und Mutterwitz besaß Hindermann und den Volkston hat er getroffen wie kein zweiter. Mit sicherem Instinkt blieb er für seine Gegenstände beim Knittelvers. Auch daß er Trauergedichte hochdeutsch abfaßte, zeugt von richtigem Gefühl für die Grenzen der Mundart. Und was diese selbst betrifft, so ist das Baslerische bei Hindermann auch wirklich althaslerisch; doch täuscht man sich, wenn man ausschließlich urchige Mundart zu finden wähnt. Seine Naivität liegt wie im Volkslied häufig gerade im unbefangenen Sinnischen schriftdeutschen Sprachgutes.

Beim Greifenmähli am 27. Januar 1884 widmete Schulinspektor Wilh. Jenny dem Verstorbenen folgenden poetischen Nachruf:

Wer hat bis zu des Alters Tagen
Die Jugend unsrer „kleinen“ Stadt
Auf seinem Herzen treu getragen,
Bis daß sein Auge schwach und matt?
Wer unermüdlich sie gelehrt,
Was wahr und gut in ihr gemehrt?
Es war der treue Veteran,
Der Lehrer „Papa Hindermann“.

Wer tritt mit seiner schönsten Wehre,
Mit seines Sanges Zauberkraft
Für unsrer Güter höchste Ehre,
Wer? — Sprich es aus, Genossenschaft!
Wer sang im Ernst und im Humor
Den Festgesang Dir fröhlich vor
Für Leu und Greif und wilden Mann?
Das war „Mitmeister Hindermann“.

Wer sang zu seiner goldnen Leier
Manch neues Lied in Stadt und Land?
Wer brachte zu so mancher Feier
Der Dichtung schönes Zauberband,
Das alle Unlust von Dir nimmt
Und alle Herzen fröhlich stimmt?
Wer war's, der Dir's oft angethan?
Das war der „Dichter Hindermann“.

Ihm zum Gedenken, Festgenossen,
Erhebt Euch alle im Verein!
Was von den Lippen mir geflossen,
Dem Todten soll's gewidmet sein.
In Euer Herz mit heil'gem Stift
Schreib' ich die goldne Denkmalschrift:
Wir denken Dein heut' und fortan,
Du „lieber, sel'ger Hindermann“.

Ist Papa Hindermann durch seinen ausgeprägten Lokalpatriotismus populär geworden, so haben wir in **Karl Rudolf Hagenbach** denjenigen vor uns, dessen Name, wenn Basels Dichter genannt werden, am weitesten in die Welt hinaus klingt. Diesen Klang

seines Namens verdankt der Dichter Hagenbach allerdings zu einem großen Teile dem Gelehrten Hagenbach. — Geboren am 4. März 1801, wurde Hagenbach frisch von der Universität weg auf den Lehrstuhl für Kirchengeschichte berufen, und das Schicksal ließ ihm hier die seltene Gunst einer ununterbrochenen Lehrthätigkeit ein volles Halbjahrhundert hindurch zu Teil werden.



Seine vielbändige, oft aufgelegte „Kirchengeschichte“ gehörte seinerzeit zum Rüstzeug des evangelischen Theologen. — Die gelehrte Seite Hagenbachs haben wir nicht zu besprechen, und auch seine kirchliche Parteistellung kommt hier nur soweit in Betracht, als sie zur Würdigung des Dichters dient. Hagenbach galt zu seinen Lebzeiten als das Haupt der „Vermittler“, und diejenigen, welche seine Anschauungen aufgenommen und weitergebildet haben, heißen heute noch

so. Als er, aus eigener Wahl und als Sohn eines Freigeistes, das Studium der Theologie ergriff, that er es, „um zwar ein frommer, aber zugleich ein aufgeklärter Pfarrer zu werden“. Er suchte seine Lebensaufgabe darin, durch die Beobachtung des Seelenlebens das Christentum als die wahre Religion zu erweisen. Kindliches Vertrauen zu Gott war ihm die Hauptsache, auf das Dogma legte er geringen Wert; er verlangte nicht, daß vor den Lehrsätzen des Katechismus die Forschung verstumme. „Der milde Hagenbach“ war die Charakteristik, die ihm ungesucht zu teil wurde. Eine Biographie über ihn trägt den Titel: „Eine Friedensgestalt aus der streitenden Kirche der Gegenwart“. Er hatte die Gabe, an Menschen und Dingen die gute Seite herauszufinden. Liebenswürdigeit war seine hervorstechendste Eigenschaft, und aus dieser Harmonie von angeborener Art und wissenschaftlicher Überzeugung

ergab sich eine große persönliche Wirksamkeit. „Wie wohl war einem zu Mute in seiner Nähe; man fühlte das liebende Herz, das sich für alles, für Großes und Kleines, für Geistliches und Weltliches teilnehmend interessierte“. (Grabrede.)

Dä Ma, dä het ganz unbidenkli
Si z'Obe gsetzt vors Hus ufs Bänkli
Und mit sim schlichte Noehersma
E lang Präludi chönne ha
Wo Chauf e Lauf und dene Sache,
Wo nie sußt Gehrte z'schaffe mache,
Het zwüscheny in fründlig gstupft
Und mit im au ne Priße gschnupft.

(Toast von J. Breitenstein am Jubiläum 1873.)

Daß er im praktischen Leben schüchtern und unbeholfen war, stimmt zu seiner Herzengüte.

Während fünfundzwanzig Jahren stand Hagenbachs Name an der Spitze des Universitätskatalogs. Hagenbach gehörte zu jenen Zierden der Wissenschaft, welche, indem sie glänzende Berufungen ausschlugen, der Universität der Vaterstadt ihr hohes Ansehen erworben haben. Als er am 9. September 1873 das fünfzigjährige Jubiläum als Professor feierte, da beging nicht nur die Universität, sondern man kann wohl sagen ganz Basel diesen Tag als einen Ehrentag. An dem frischen unverdüsterten Antlitz schienen die zweiundsiebenzig Lebensjahre vorübergegangen zu sein, ohne Narben zu hinterlassen:

Lueg 's heiter Aug, so frisch und chlor,
Si gsunden urchige Humor,
Wie 's chöstlich chohlshwarz Lockchoor!

(Breitenstein.)

Hagenbach starb am 9. Juni 1874 an einem Schlaganfall, bereits durch eine Brustfellentzündung auf's äußerste geschwächt.

Doch nun zum Dichter Hagenbach. Prof. Rud. Stähelin berichtet in seiner Biographie Hagenbachs folgendes:

„Hagenbach besuchte eine Privatschule, in welcher die Tendenz Pestalozzi's, das Kind zu interessieren, zum Spiel ausartete. Seine Vorliebe für's Theaterlen gestaltete sich zu einer förmlichen Leidenschaft, jedes Zimmer gestaltete sich zu einer Bühne, jeder Besuch, der bei seinem Vater eintrat, zu einem Schauspieler, in dessen Rolle er sich hinein dachte und hinein lebte; er war noch keine zwölf Jahre alt, als er schon ganze Dramen gedichtet hatte. Einen Vorteil hatte dies: seine poetische Anlage fand durch solche Beschäftigungen Nahrung und Ausbildung. Mit dieser Vorliebe für das Theatralische hängt es zusammen, daß er an der Messe und an der Fastnacht seine Freude hatte. Hier fand er Anregung für

seine dichterische Phantasie . . . Wir besitzen noch Schulzeugnisse aus seiner Knabenzeit, in denen seine Einbildungskraft, seine glücklichen Einfälle, seine Gabe im Vortrag und seine Leichtigkeit im Versmachen gerühmt werden.“

Beim Abgang von der Schule, 1817, trug Hagenbach ein selbstverfaßtes Gedicht vor: Die Hoffnung, das ganz schillerisch beginnt mit den Worten: „Hoffnung in dem Lichtgewande, Du, des Menschen Trösterin“. Auch während der Studienjahre dominierte die Vorliebe für Poesie und deutsche Litteratur, genährt durch die „bildende Gesellschaft“, in der er durch seine Aufsätze, Reden und Gedichte eines der beliebtesten und thätigsten Mitglieder war. Als er 1820 die Universität Bonn bezog, suchte er in Karlsruhe Hebel auf, seinen Welttheiligen, wie er ihn nennt. Der Besuch des jungen Baslers erweckte in dem alten Herrn liebe Erinnerungen. Auch Göthe hat er in Weimar besucht, als er von Berlin nach Basel heimreiste. Später war er mit Wilhelm Wackernagel in Freundschaft verbunden, zu welcher ebensoviele die geistige Verwandtschaft wie die Gemeinsamkeit der dichterischen Begabung das Band geknüpft hatten. Durch Wackernagel ist er aus der Sphäre des sich selbst Genügens herausgehoben worden und hat nachher mit Chamisso und Gustav Schwab korrespondiert. Einer „Dichterschule“ gehörte er indes niemals an; die schöne Litteratur war ihm nicht Beruf. Neben Hebel war Gellert sein Lieblingsdichter; an diesen erinnert z. B. das oft altmodische Versmaß.

Zum ersten Mal trat Hagenbach als Dichter vor das Publikum mit dem Liederzyklus „Luther und seine Zeit“, Frauenfeld 1839. „Der Dichtung Reiz, er liegt in der Geschichte“. Diese Lieder, in wechselnden Versmaßen, Erzählung mit Lyrik gemischt, gehören zum Besten, was Hagenbach gedichtet. Der Fehler der Breitspurigkeit, von dem er sonst nicht freizusprechen ist, wird hier noch vermieden. Wer kennt sodann nicht die sinnige Erzählung von dem Gerber, der den zu Basel einreitenden Rudolf von Habsburg so königlich bewirtete, und die patriotische Kappeler Milchsuppe!

Am leichtesten fließt Hagenbach der Vers in den vielen Gelegenheitsgedichten. Sie tragen den Stempel frischester Unmittelbarkeit. Das letzte war ein Gruß zur Eröffnung des Bernoullianums. Insbesondere bei allen Familienanlässen ließ er die poetische Ader sprudeln. Die meisten dieser Gedichte finden sich in dem nur für die Mitglieder der Familie Hagenbach-Geigy 1863 gedruckten Familienbuch, Lieder und Sprüche in Freud und Leid. Tief empfunden, voll Wehmut, aber auch Zeugnisse christlicher Ergebung und Hoffnung sind darin die Gedichte auf den Tod seiner Nächsten. Und dann wieder sind herzig die baseldeutschen Verslein, die Hagenbach seinen Kindern gewidmet hat. Der gute, liebende Vater verseht sich da so recht in das zarte, empfängliche Gemüt der Kleinen.

Im übrigen bilden Hagenbachs mundartliche Gedichte nur einen kleinen Anhang in der zweibändigen Ausgabe seiner Gedichte, 1863. Weit aus das beste darunter ist das

„Schülertuch“. Hier schreibt er die alte reine Stadtbasler Mundart, nicht das schon zu seiner Zeit aufkommende, mit bücherdeutschen Wendungen gespickte neuere Baseldeutsch.

Eine Specialität Hagenbachs waren Rätsel. Er hatte einen gutmütigen Wit und war ein Meister des Wortspiels, wie er z. B. beim Jubiläum seines Kollegen DeWette einen Toast ausbrachte mit lauter Reimen auf —ette. Die Rätsel sind volksmäßig, naiv, schlagend und leicht zu raten.

Wer in Rätseln nur Verwicktes
Sucht und durch und durch Verstricktes,
Scharfe Kanten nur und Zacken,
Harte Nüsse aufzuknacken,
Der wird lachen meines Spieles,
Weil der Schuß nicht wert des Zieles.

(Hundert Rätsel. Zweite Auflage, Basel 1876.)

Von Hagenbachs geistlichen Gedichten sind viele in die Gesangbücher übergegangen. Eines der innigsten sind die Gedanken bei einem Jugendgottesdienst. Von der Unklarheit, die man von rechts und links den „Vermittlern“ gerne zum Vorwurf macht, ist wenigstens in Hagenbachs Gedichten nichts zu spüren. Sie sind verständlich und gediegen zugleich, einfach und natürlich in der Empfindung und ohne Künstelei in der Ausführung. Hagenbach war eine außerordentlich reine Natur. Er ist fromm, fröhlich und zufrieden, ohne Weichlichkeit und Süßlichkeit. Er kann sich kindlich vergnügen mit den Kindern und trauern mit den Traurigen. Sein Protestantismus ist unbezweifelt und wird doch nicht unpoetisch.

Bescheiden hat Hagenbach sein dichterisches Können beurteilt in folgendem

Selbstbekenntnis:

Ein Dichter bin ich nicht, ich will es frei bekennen,
Wollt ihr den Genius, den schaffenden, so nennen.
Kein Epos wird der Welt verkünden meinen Namen,
Und keine Bühne trägt die Helden meiner Dramen;
Ja von den Liedern selbst, die ich wohl auch gesungen,
Ist mir noch selten eins aus fremdem Mund erklingen;
Zudem hab' ich mich nie moderner Kunst beflissen,
Die, wenn mit Gott sie grollt, vom Weltenschmerz zerrissen,
Mit Flüchen um sich wirft, daß selbst die Hölle bebt,
Und die von Gall' und Gift in jeder Strophe lebt.
Doch wenn der Frühling sich in Winterträumen regt,
Ein stilles Glück von Gott mir tief das Herz bewegt,
Bei Andrer Freud' und Leid, in süßer Wehmuth Stunden,
Da hat sich erst im Lied mein Herz zurecht gefunden,
Da ward ihm wieder leicht, und was mir dunkel war,

So lang' es Prosa blieb, in Versen ward mir's klar.
 Auch wo ein freundlich Bild mir winkt in der Geschichte,
 Da halt' ich's gerne fest, erzählend im Gedichte.
 So auch des Weisen Wort, damit ich's nicht verliere,
 Faß' ich die Perle ein, daß sie den Ring mir ziere.
 So treib' ich's harmlos fort, und was ich bringen kann,
 Das bring' ich, nimmt er's an, geruhig an den Mann;
 Und wo's der Mann nicht will, versuch' ich's bei den Frauen,
 Nachdem ich's mitgeteilt der eignen im Vertrauen.
 Dann macht sich's weiter Bahn und kommt so weit herum,
 Als eben reichen soll und mag mein Publikum,
 Und wenn dann eine Hand mir still die meine drückt,
 Dann bin ich schon vergnügt, und mehr als hoch beglückt.

Eine ganz andere Geistesrichtung spiegelt sich ab in den „Kinderliedern“, welche 1845 Abel Burckhardt, damals Pfarrer in Gelterkinden, später Obersthelfer in Basel, in der Mundart verfaßte. Diese Liedlein, im ganzen dreizehn, sollten das Kind in das Leben Jesu einführen, der Reihe der hohen Feiertage nach. Zur Kinderpoesie eignet sich aber bloß die Weihnacht. Es ist unfindlich, wenn das Sündenbewußtsein in den Vordergrund gestellt wird, und wenn im Morgengebet das Kind um „Demut und Gottseligkeit“ bittet. Wenn Hagenbach da, wo er sich an die Kinder wendet, von der Weihnacht oder von der Ostern redet, so redet er vom Weihnachtsbaum und vom Osterhaas, und das ist der echte Kinderton. Die meisten Liedchen sind zu lang. Das „Abendlied“ ist im noch vorhandenen Manuskript bloß dreistrophig und ohne dogmatische Beimischung; im Druck ist sein Umfang verdoppelt. Neben diesem Abendliedchen in seiner alten Form ist noch besonders geraten das Weihnachtsliedchen „I will go s'Stäli bschaue“. Ein Vorzug sind die einfachen, gut singbaren Melodien. Die Liedchen sind namentlich durch die Kleinkinderschulen verbreitet worden und werden da noch gesungen. Sie haben vor einigen Jahren sogar eine Wiedergeburt erlebt, indem sie von einem Kenner des Kirchengesangs, Prof. Spitta in Straßburg, ins Hochdeutsche übertragen wurden. Die Aufgabe war nicht so leicht, wie sie scheint, denn man hat durchaus nicht immer Reime wie Zytt — wytt vor sich, um sie nur mechanisch in Zeit — weit umzusetzen.

Da das Alemannische kürzere Wörter hat, z. B. gsi statt gewesen, und nach einer allgemeinen Regel die Übersetzung nicht länger werden soll als das Original, muß Spitta oft vulgäre Wortverkürzungen anwenden wie komm'n, troffen = getroffen, s'Grab, 'ne Wolke. Die sprachliche Veränderung hat auch andere Melodien zur Folge. Im ganzen aber lesen sich Spittas Verse flüssiger. Die Betonung der menschlichen Sündhaftigkeit hat Spitta noch gesteigert, z. B. bei den drei Weisen aus dem Morgenlande:

Burckhardt

Und händ fast müesse gryne
Und find am Bode kneyt.

Spitta

Und weinen fast aus Reue
Ob ihrer Sünden Schuld.

Aber dieser Mangel an Naivität wirkt in der Schriftsprache weniger störend. Spitta sagt selber in einer Anzeige seiner Bearbeitung: „Die Verminderung des kindlichen Tones wird unwillkürlich ersetzt durch eine Vermehrung des kirchlichen Tones.“ Das Pfingstlied, das seiner Natur nach ja auch nicht für das kindliche Verständnis geeignet ist, ist viel mehr ein geistliches Volkslied, ein Kirchenlied im guten alten naiven Ton. Darum klingt es bei Spitta im hochdeutschen Gewande kräftiger („Was hört man doch den Sturmwind brausen“). Es verdiente in dieser Form in die Kirchengesangbücher aufgenommen zu werden.

In seiner Studienzeit in den zwanziger Jahren war Burckhardt ein fröhlicher Geselle. Er war ein Haupt des Zofingervereins, und als durch diesen die St. Jakobs-Schlachtfest ins Leben gerufen wurde, hielt er am 26. August 1825 die Festrede am damaligen, neu errichteten Denkmal. Im gleichen Jahre redigierte er die zweite Auflage des Zofinger Liederbuchs: „Lieder für Schweizer Jünglinge.“ Es ist ganz verschieden von den jetzigen Kommerzbüchern. Die sogenannten heitern Lieder, die in der Freundschaft nur eine Weinkameradschaft erblickten, ein Rosenband, geknüpft zum Trinken und Schwärmen, schloß er aus. Die Vaterlandslieder geben den Ton an. Unter ihnen steht das jetzt noch gesungene „Was brauest du mein junges Blut“. Es ist von Abel Burckhardt, nicht von Ernst Moritz Arndt, unter dessen Namen es fälschlich läuft. Diese Jugend-Rhetorik und Poesie ist schwungvoll bis zur Übertreibung, in pathetischem Pomp sich verlierend. Aber das lag im Geiste der damaligen für „Freiheit“ schwärmenden deutschen und schweizerischen Studentenschaft, und wie aufrichtig die Begeisterung gemeint war, zeigt der eine Zug, daß, als der freisinnige Troyler 1830 zum Professor der Philosophie in Basel ernannt wurde, etwa zwanzig Studierende bei der strengsten Winterkälte nach Aarau eilten, um ihm die erste Botschaft zu bringen. (Beringer, Geschichte des Zofinger Vereins, Bd. 1, S. 348). — Dann gehörte Burckhardt in Berlin zu einem litterarischen Kränzchen, der „namenlosen Gesellschaft“, zusammen mit Wilhelm und Philipp Wackernagel, dem spätern Theologieprofessor Herzog u. a. Hier las man selbstgedichtete Poesien vor, Burckhardt z. B. „Nischenbrödel, eine Komödie“. Daß er ein Märchen verarbeitete, entsprach der herrschenden Romantik; aber er thut es in kindlicher Weise, ohne litterarische Nebenabsichten. Auch an einer Fehde mit dem witzigen Saphir war Burckhardt beteiligt. Seiner unermüdblichen Verwendung ist es allein zu verdanken, daß Wilhelm Wackernagel nachher an die Basler Universität berufen wurde, und daß er das gleichzeitige Anerbieten Zürichs ausschlug. Er blieb mit Wackernagel verbunden bis ans Ende, hat auch noch zu einer

von diesem herausgegebenen Weihnachtsgabe für Wasserbeschädigte beige-steuert. Außerdem finden sich hochdeutsche Gedichte von ihm in den „Alpenrosen“ von 1837 und 1838. Es sind Naturschilderungen, an die er religiöse Gedanken knüpft. Der Einfluß des Pietismus macht sich in einer weichlichen Stimmung bemerkbar. Der Faden ist zu lang gesponnen. Weihevoll, wahrhaft inspiriert von nachempfindendem Geiste, ist ein Gedicht „Paulus“ in der Basilea poetica. Die schriftdeutsche dichterische Sprache handhabte er mit Gewandtheit.

In seiner letzten Zeit vertiefte sich Burdhardt, den Tageshändeln abgeneigt, in geschichtliche Studien; seine „Bilder aus der Geschichte Basels“ sind zum Teil umgearbeitete Neujahrsblätter.

Wilhelm Wackernagel hat zwar nichts Mundartliches geschrieben und seine Gedichte haben auf Basel und die Schweiz keinen nähern Bezug, er hatte nicht einmal eine besondere Vorliebe für Hebel noch für die Dialektpoesie überhaupt — dennoch muß sein Name genannt werden, wo immer von Basels litterarischem Leben die Rede ist, denn er hat den tiefgreifendsten Einfluß geübt als Lehrer, als Gelehrter und als Dichter. — Geboren zu Berlin 1806, wurde er 1833 als Professor der deutschen Sprache und Litteratur nach Basel berufen und starb hier Ende 1869. Wackernagel war ein Gelehrter ersten Ranges, er gehört zu den Begründern der Germanistik, d. h. der wissenschaftlichen Erforschung des deutschen Altertums, sprachlich und litterarisch — das bloße Verzeichnis seiner einschlägigen Bücher und Abhandlungen füllt mehrere enggedruckte Seiten. Diese Schriften zeichnen sich aus durch eine gewaltige Fülle des Materials in einer ungemein knappen, seine Unklarheit dulbenden Verarbeitung. Sie gehören heute noch zu den geschätztesten und gelesensten des Faches.

Wir erstaunen vor Wackernagels Arbeitskraft, wenn wir vernehmen, daß er neben dieser ausgebreiteten gelehrt-litterarischen Thätigkeit und den Universitätsvorlesungen auch noch den Deutschunterricht an den drei Klassen des Pädagogiums erteilte. Und wie hat er ihn erteilt! Mit der größten Hochachtung sprechen Männer mit grauen Haaren davon, wie er jeder Klasse immer alle drei Wochen einen Aufsatz gab und ihn ebenso pünktlich in der nächsten Stunde genau korrigiert zurückbrachte. Das gute Deutsch der ältern Generation ist ihm zu verdanken. Damals herrschte noch der jetzt durch die Vertiefung der Wissenschaften unmöglich gewordene Brauch, daß auch solche, die nicht Philologie studierten, nachher an der Universität doch noch die Vorlesungen über Litteratur hörten, und so kam es, daß trotz der viel kleineren Gesamtheit der Studenten Wackernagels Wirksamkeit eine ausgebreitetere und für ihn anregendere war, als wenn er, wie der Universitätslehrer von heute, nur die zukünftigen Männer seines Faches vor sich gehabt hätte. So war es auch bei andern

Professoren, und das hat damals unserer kleinen Universität wenigstens frisches Leben und guten Ruf als Herd allgemeiner Bildung gesichert.

Eigene Gedichtbüchlein hat Wackernagel zu verschiedenen Malen ausgehen lassen; 1873 erschien eine Auswahl des Besten daraus. Die interessanteste Sammlung sind jedenfalls die „Zeitgedichte“ 1843, gerichtet gegen das „Junge Deutschland“, welches die deutsche Republik, nötigenfalls unter französischer Agide, erstrebte. Das, was 1870 eingetroffen ist, ist von Wackernagel ein Menschenalter vorher so deutlich bezeichnet wie von keinem Zweiten. Da erwahrt sich das Wort, daß Dichter Propheten sind.

Der Grundton von Wackernagels Dichtung ist der einer unbedingten Männlichkeit, eines tapfern Selbstvertrauens. Scharf zugespitzt ist der Gedanke, bestimmt der Ausdruck, kunstreich die Verse und Strophen, aber hart der Klang. Der Kopf hat mehr Anteil daran als das Herz.

Ein Gedicht beginnt:

Herr Gott Vater, ich danke dir,
Daß noch fähig zu haben
Hastet Mark in den Beinen mir,
Kollet Blut in den Adern.

Es war ihm nicht gegeben, sich in die Geistesrichtung anderer hineinzudenken, er ging nicht mit jedem um, sein Urteil war schroff und konnte verletzen. Seine Willenskraft überwand alles. Einer seiner Schüler erzählt, wie Wackernagel, von einem schmerzhaften Leiden gequält, sich lieber den Angstschweiß von der Stirn herabrinnen ließ, als daß er die Klasse nur für einen Moment verlassen hätte. Wen er haßte, den haßte er; aber wer Rat suchte, fand an ihm einen Freund, dem die Zeit für das Unwichtigste nicht zu kostbar war. Es war ein Verlaß auf ihn. Besondere Freude machte es ihm, wenn seine Schüler ihm ihre eigenen litterarischen Versuche vorlegten. Mit Liebe nahm er sie entgegen, tadelte, lobte, ermunterte und freute sich, wenn etwas wohl gelungen. Lassen wir hierüber einem dieser jungen Freunde, dem jetzt hochbetagten Pfarrer Deri, das Wort:

„Vier bis fünf Jahre lang opferte uns Wackernagel jede Woche einen ganzen Abend, um uns in freierer Unterhaltung ebenso sehr zu fördern, wie durch seinen Unterricht am Pädagogium, sodaß dieses Kränzchen eines der hauptsächlichsten Bildungsmittel für uns geworden ist. An dem bestimmten Abende versammelten wir uns am St. Johannis-Schwibogen, später bei der St. Peterskirche, dann zogen wir gemeinschaftlich nach dem Hause, da unseres Sanges Meister wohnte, und wenn wir nun auf dessen lautes Herein! sein mit Büchern und Bildnissen reich ausgestattetes Studierzimmer betraten, dessen ganze Einrichtung von Geschmack und dem feinsten Ordnungssinne zeugte, da ward uns ganz feierlich zu Mute. Hatten wir uns darauf um den Studiertisch gesetzt, an dem Wackernagel mit freundlicher

Würde präsiidierte, so fragte er zuerst jeden von uns, ob er etwas mitzuteilen habe, irgend ein Erzeugnis seiner Muse. Wer dergleichen nicht vorweisen konnte, der antwortete nicht ohne einiges Erröten: Ich habe nichts! Wer dagegen etwelchen Vorrat mitgebracht hatte, der zog sein Papier aus der Tasche und las je nach seiner Eigentümlichkeit mit schüchternen oder mit fester Stimme dessen Inhalt vor, worauf der Meister die übrigen zur Beurteilung des Gehörten aufforderte. Alsdann legte er selber berichtend und belehrend sein entscheidendes Gewicht in die Wagschale, und mit einer Abstimmung über Aufnahme oder Nichtaufnahme des besprochenen Stückes in die vom Moderator angelegte Sammlung schloß die erste Hälfte des litterarischen Vereinsabends. Nun erst nahm Wackernagel den anderweitigen Lesestoff hervor, den er jeweilen vorher mit größter Sorgfalt ausgewählt hatte; denn es war sein Plan, uns allmählig mit den Hauptwerken aller Litteraturperioden bekannt zu machen, das Charakteristische einer jeden uns nahe zu legen; und indem er dieses so recht plastisch hervortreten ließ, erreichte er seinen Zweck, ohne bei der Auswahl des jedesmaligen Stoffes an eine chronologische Reihenfolge sich binden zu lassen. Im Laufe der Jahre wurden in dieser Weise eine große Menge von Schriftwerken gelesen und eingehend besprochen. Die Schüler aber verpflichteten sich gerne auch zu schriftlicher Gedankenäußerung über das Vernommene, die sie nach bestimmter Reihenordnung in einem Protokolle niederlegten, mit dessen Verlesung je die folgende Zusammenkunft eröffnet wurde. Diese allwöchentlich bei Wackernagel zugebrachten Stunden gehörten unstreitig zu den schönsten und reichsten unseres Jugendlebens“.

Aus diesem Kreise ist der Volkschriftsteller Theodor Meyer-Merian und der Lyriker Friedrich Oser hervorgegangen. Von spätern Schülern Wackernagels nennen wir Heinrich Leuthold und J. B. Widmann.

Bevor Wackernagel nach Basel kam, hatten Hagenbach und andere das Dichten nur im engsten Kreise getrieben. Durch Wackernagel kam System in die Sache, man trat an die Öffentlichkeit. Dies geschah, indem Hagenbach und Wackernagel gemeinsam mit dem Margauer Abraham Fröhlich 1837 und 1838 das bekannte poetische Taschenbuch „Alpenrosen“ wieder erscheinen ließen. Die Alpenrosen, 1811 von Joh. Rud. Wyß d. j. begründet, waren bis 1830 der natürliche Repräsentant der Schweiz auf dem deutschen Parnass. Sie kamen dann nach abermaliger Unterbrechung noch 1848–1854 heraus, und wir finden da von Baslern als Mitarbeiter: Hagenbach, Balth. Reber, Meyer-Merian, Oser. Jedenfalls enthält dieser Almanach Bedeutenderes an Poesie als die jetzigen belletristischen Zeitschriften der Schweiz. — Die Basler sind auch mitbeteiligt an den „Elsässischen Neujahrsblättern“ von August Stöber.

Eine Anzahl Lehrer der Universität und des Gymnasiums: Hagenbach, Wackernagel, Jakob Burckhardt, Balthasar Reber, Mähly und Gesinnungsverwandte wie Meyer-Merian

finden sich jahrelang jeweilen Samstag nachmittags in den Drei Königen in Kleinhüningen „beim Baschi Weber“ ein. Diese Zusammenkünfte bestanden noch in den sechziger Jahren. Kleinhüningen war damals noch ein Fischerdorf, und der Weg dahin führte zwischen grünen Hägen an freundlichen Gärtnereien und behäbigen Lehenhöfen vorbei, nicht wie jetzt durch endlose Straßenzüge mit einförmigen Miethäusern und rauchenden Fabriken. Für jene Zeit kann wirklich von einer Basler Schriftstellerschule gesprochen werden, denn ohne Gesinnungsverwandtschaft wären diese Zusammenkünfte undenkbar gewesen, und wiederum dienten sie dazu, die Ideengemeinschaft weiter zu befestigen. Hagenbach, Reber, Wackernagel hießen in ihren Kreisen „die drei Stadtpfeifer“; bei akademischen Anlässen hatte stets der eine oder andere ein Gedicht bereit; am Jubiläum des Naturforschers Peter Merian toastierten alle drei nach einander.

Zu Wackernagels „Zeitgedichten“ lieferte Balthasar Reber einen Anhang, und er ist darin allerdings von Wackernagels Anschauungen abhängig. Übrigens war er gleich Hagenbach Altersgenosse Wackernagels, nicht sein Schüler. Reber wurde geboren 1805 und starb 1875. Sein Fach war die Geschichte, speciell die Schweizergeschichte, und er hat darin gute Arbeiten veröffentlicht. Die Schrift über den Meister Hämmerlin ist auch in litterarhistorischer Hinsicht von Wichtigkeit. Reber las an der Universität über Schweizergeschichte und gab den Geschichtsunterricht an der Gewerbeschule, der jetzigen Obern Realschule. Die Mundartdichtung hat er, wohl durch Wackernagels Einfluß, nicht kultiviert. Die Schweizergeschichte liefert ihm hauptsächlich den Stoff für seine dichterischen Schilderungen. Eines dieser Werke, die „Bilder aus den Burgunderkriegen“, gedruckt 1855, trug er auf der Safranzunft öffentlich vor. Als Erzähler der französischen Revolution war Reber blutdürstig, wild, hinreißend. Er verfügt über glühende Phantasie, aber nicht über den Ausdruck; dieser wird dem Reim zu Liebe unpassend, phrasenhaft, dunkel, des Wohllautes bar. Die lange Schilderung der Beute von Grandson ist überreich an seltsamen Wörtern und drastischen Bildern...

Für die besten Erzeugnisse der Reberschen Muse halten wir das romantische, den düster großartigen, visionären Charakter Hochschottlands im Tone Ossians abspiegelnde Gedicht: Der König von Staffa (Alpenrosen 1848) und die Verse zum Holbeinschen Totentanz, die in ihrer bündigen, trockenen Holzschnittmanier an den alten Satiriker Sebastian Brant erinnern. Handlung weiß Reber zu schildern, Zustände nicht.

Balthasar Rebers poetisches Talent hat sich, und zwar in gemilderter Form, auf seinen Sohn, den kunstsinigen Kirchenerbauer Paul Reber, vererbt. In seinem „Morgensorgen“ (Basilea poetica) paart sich wahrhaft dichterische Empfindung mit melodischem Verse. Großen Beifall fand ein schwingvolles Gedicht bei der Einweihung der Marienkirche. Das Tagewerk des „Walleburger Bähnli“ ist in der Mundart beschrieben. Die Gedichte Paul

Rebers sind Gelegenheitsgedichte und stehen, wo sie gedruckt sind, an den verschiedensten Orten verstreut. Er ist einer der wenigen Basler, die sich im Dramatischen versucht haben — auch dies für festliche Anlässe.

Die Besprochenen, wenn wir sie nach dem politischen Standpunkte etikettieren, gehörten alle der konservativen Richtung an. Seit den vierziger Jahren gab es aber auch eine radikale Partei in Basel, und auch sie zählte in ihren Reihen des Dichtens kundige Männer. Ein solcher war Emanuel Scherb, der später nach Amerika auswanderte und dort gestorben ist. Er bewillkommte den deutschen Revolutionsdichter Georg Herwegh bei seinem Eintritt in die Schweiz. Im Disteli-Kalender 1844 steht, gegen Wackernagel und Reber gerichtet, von Scherb ein Gedicht: Die schweizerische Nationalität, feurig und kräftig:

Was kümmert uns, ob „welschem Samen“,
Ob „deutscher Wurzel“ wir entstammt?
Wozu in toter Asche kramen,
Wenn licht des Lebens Lohe flammt? —

Der Disteli-Kalender, in acht Jahrgängen (1839—1846) zu Solothurn gedruckt, war das Sprachrohr der entschiedenen Freischaren-Partei. Von gleich packender Originalität und gleicher politischer Wirksamkeit ist wohl nie eine Volkschrift gewesen. Mit skrupellosem Witz nahm er in Bild und Wort die Gegner her. Der nie versagende Stift Meister Distelis verleiht ihm künstlerischen Wert. Als Disteli starb, ging auch der Kalender ein. Seine Auflage soll 30,000 Exemplare betragen haben.

Die Stadt Basel spielt, als Hort der Reaktion, im Distelikalender eine große Rolle. Er macht sich's zur besonderen Pflicht, „die leuchtenden Vorzüge dieses christlich-schweizerischen Babels nicht unter den Scheffel zu stellen“. Das unbotmäßige, den Respekt bei Seite setzende Element führte dabei das Wort. Neben Scherb gehörte zu den Gewährsmännern aus Basel Rudolf Kölner, wegen seines Dreinsehens genannt der Saure. Von ihm ist schon in der Biographie Hindermanns die Rede gewesen. Er war ein geweckter, aber unsteter Geist. In seinen „Kauracischen Liedern“ (Stäfa 1833) zeigt sich Einfachheit und Empfindung. Es ist ganz begreiflich, daß in der Revolution seine Donnerstimme den Leuten imponierte und das Volk an seinem Auftreten und Redeweise besonderen Gefallen fand. Von seinen urwüchsigen Reimen, hochdeutsch und baseldeutsch, auf die Ereignisse jener Tage haben sich einige bis heute im Volksmund erhalten. Als die Aufregung des Bürgerkrieges sich gelegt hatte, wurde man auf der Landschaft des excentrischen Mannes satt. Er durfte später wieder in Basel wohnen und fristete ein kümmerliches Leben mit Schreibereien und Anfertigen von Gedichten. In den siebziger Jahren ist er hier gestorben.

Der Distelikalender, um auf diesen noch zurückzukommen, macht uns aufmerksam auf das früheste Erzeugnis basellandschaftlicher Litteratur, indem er im Jahrgang 1840 einen

Auszug mit Bildern aus der als besonderes Büchlein gedruckten Selbstbiographie des „General“ Bufer bringt. Bufer, ein Sissacher, nachmals Wirt „zum General“ in Liestal, beginnt seine Aufzeichnungen frischweg mit dem Revolutionsjahr 1798, als zu welcher Zeit er dreißig Jahre alt ins öffentliche Leben trat, und giebt seine Thaten und Meinungen kund wie ein Mann aus dem Volke, mit beschränktem Horizont, er weiß es halt nicht besser, offen, groblächtig, auch ordinär, aber ämmel s'Muul am rechten Ort.

Über **Theodor Meyer-Merian** (1818—1867) und Pfarrer **Friedrich Djer** (1820—1891) müssen wir uns kurz fassen. Nicht etwa, weil sie unbedeutend wären — Meyer-Merian ist einer der tüchtigsten schweizerischen Schriftsteller und Diers Name wird genannt, so weit Sängervereine bestehen — aber von Djer kennen wir nur ein einziges Gedicht in der Mundart, und zwar in einer allgemein schweizerischen, und Meyer-Merian verdient eigentlich selber ein Neujahrsblatt, so interessant ist er als Persönlichkeit und so fruchtbar und vielseitig als Schriftsteller — seine Werke machen eine kleine Bibliothek aus. Hier kann nur von seinen beiden Gedichtsammlungen in der Mundart: Wintermayeli 1857 und Us der Heimet 1860 die Rede sein. Beide zusammen erreichen etwa den Umfang Hebels; das zweite Büchlein ist eine Gabe zum Hebel-Jubiläum und ist das geringere — auf jenen Anlaß wurde eben vieles Mundartliche gemacht. Das beste Gedicht, Der Buech: „Was strychsch denn ammer so verby, du Byfi du, und machsch miau“ — stammt schon aus dem Jahr 1838, die andern sind, wie man uns sagt, ursprünglich hochdeutsch entworfen und erst nachträglich in die Mundart umgesetzt worden. Nun ist zwar die herrliche Ballade „Der Friesenweg“ von J. J. Romang, die in Bächtolds Schullesebuch steht, vom Dichter zuerst auch schriftdeutsch verfaßt und von da in die Mundart übersetzt worden; hiebei bedarf es peinlicher Sorgfalt in Hinsicht auf die Form und reiflicher Erwägung wegen des Inhalts; Meyer-Merian aber, wenn er einmal etwas niedergeschrieben hatte, kam nicht gern wieder darauf zurück. Er soll sich selbst über die Wintermayeli geäußert haben, es sei ihm eigentlich nicht geraten, wie er's habe wollen. Am ehesten gelingt ihm die sinnige Betrachtung des Kinderlebens, des Kleinen, Unscheinbaren in Natur und Tierwelt, z. B. Vom Mysli und Fröschi, Raz und Muus, s'Großmüeterli, sowie die Schilderungen von spezifisch Baslerischem: Der Birsig, Der Häfelimärt — ein Fingerzeig für die Schranken unserer Mundartdichtung. Diese Basler Bilder sind frisch und tren in der Farbe, mit gutmütig ironischem Anflug.

Man spürt, die Gedichte sind nicht aus momentanem Impuls, nicht aus eigenem Erlebnis hervorgegangen, sie riechen nach der Lampe, im buchstäblichen Sinne, denn Meyer litt an Schlaflosigkeit, die Nacht war bei ihm der geistigen Arbeit gewidmet. Es fehlt der Funke des Witzes, der doch seine Konversation zu einer so frischen, packenden machte; haus-

backene Gedanken sind in Verse gefaßt. Er kann mit einer ganz anschaulichen Zeichnung beginnen und verliert sich in Nebensächliches, ins Spinthisieren. Verschiedenes ist von der Art des „Schnadahüpfel“; dazu eignet sich aber die alemannische Mundart mit ihrem kindlich-naiven Charakter weit weniger als die farcassische bairische.

Auch die sprachliche Seite ist nicht tadelssrei. Die Reimnot verführt zu der sprachwidrigen Bindung Flamme — zlamme (richtig „zämme“). Der Sazbau ist nicht rein mundartlich, z. B. s'Plägli, druf mi Gott het hipflanz; Am änere Gstadt en Apfelbaum stoht. Es sind schriftdeutsche Wörter und Bilder eingestreut wie umher, sacht, früh morges, Gottes Odem, duftig wiene Morgetraum. Die Orthographie des Dialekts ist ungenau: lüge, betrüge statt liege, betriege.

Von den überaus zahlreichen hochdeutschen Gedichten Meyers scheint uns kaum ein halbes Duzend des Fortlebens würdig. Es ist gereimte Prosa, da zudem der Sinn für Musik ihm vollständig abging. Die Erstlinge lehnen sich stark an Uhland an. Sie sind vorhanden in einem Manuscript der Produktion von 1836 — 39 und in dem anonymen Druck: „Aus den Liedern eines Schweizrs“, Zürich 1844. Die Gesinnung ist jugendlicher Eifer gegen das Herkömmliche. In dem Gedicht „Was hallt durch dumpfe Gassen das traurige Geläut“ wird die stille Andacht in freier Natur über den Gottesdienst in der Kirche gestellt. Ein anderes feiert Karl Sand, den Tyrannenmörder, am Vorabend seiner That. Das „Kirchengelübde“, 1838 im Wald bei Sursee, ist eine Parodie auf den Glauben an geweihte Bilder:

Drum wer ein Herz gelobet,
Nehm' nicht das Holz zu jung:
Dazu taugt besser altes,
Sonst kriegt es einen Sprung.

Die politische Dichtung und den kirchlichen Liberalismus verließ Meyer in der Folge. In der Basilea poetica stehen Gedichte aus seiner späteren Zeit, die ganz wohl ein Pfarrer verfaßt haben. Oft ist in den späteren Sachen die Rede von der Umwandlung Basels: Abbruch der Schanzen, Niederreißen der Thore, Ausfüllen der Gräben — Fabrikamine, Baumut (Toast am 10. Mai 1860). Ein Dichter sieht dergleichen nicht gern.

Wir bedauern, daß wir hier Meyer-Merian gerade von seiner schwächsten Seite haben zeigen müssen. Könnten wir von seinen größeren und kleineren Prosaschriften sprechen, so würde das Verhältnis von Lob und Tadel umgekehrt. Eines dieser Werke, Mareili oder das Bettelmädchen auf dem Letthofe, ist vom Verein für Verbreitung guter Schriften wieder herausgegeben worden. Das allerbeste sind die kleineren Bilder und Erzählungen im Schweizerischen Hausboten und in der Sammlung „Entschwundene Zeiten“. Es ist Basel,

das alte Basel, und seine Umgebung, auf dessen Leuten und Zuständen der Schriftsteller fußt, ohne darum auf den Lokaltou das Hauptgewicht zu legen. Genaueste Kenntniss von Gesinnungen und Verhältnissen des kleinen Bürgerstandes und der dienenden Klasse, gesunder Humor und solide Lebensanschauung bilden den gemeinsamen Grundzug.

Die Eigenschaft der Kompositionsfähigkeit, die Meyer-Merian so vollständig abgeht, besitzen die Lieder Friedrich Ofers im höchsten Maße, ihr verdanken sie die große Verbreitung und Beliebtheit. Er machte geradezu Jagd auf Komponisten und seinem „Liederbuch“ (Basel 1875) ist ein langes Verzeichnis derselben mit biographischen Notizen angehängt. Von keinem andern Basler Dichter hat so vieles in Lieder- und Lesebücher Aufnahme gefunden. Die patriotische Lyrik hat an Ofer einen Hauptvertreter („Das weiße Kreuz im roten Feld“).

Der Vorzug der Oferschen Lieder ist: Kürze, die Pointe sofort erkennbar, Herzlichkeit, Wohlklang und anmutige Form. „Ofer ist der Dichter des grünen schattigen Waldes, der rauschenden Quellen, der murmelnden Bächlein, der blühenden Bäume und der lustigen Vögel im Buchenhag; der Sänger ferner der Liebe, was schon Hunderte und Tausende vor ihm gewesen sind — aber doch nicht ausschließlich: er erschöpft das ganze Menschengemüt in seiner Freude wie in seinem Leid, in seinem Glauben, Fühlen und Hoffen“ (Mähly). Aber er ist mit der Zeit ins Vieldichten, ins handwerksmäßige Dichten hineingekommen. Er nahm das Publizieren zu leicht; kaum ist ein Vers, den er je zu Papier brachte, ungedruckt geblieben. Das gleiche Thema wiederholt sich im Liederbuch drei- bis viermal, der Stil wird abgebraucht, ergeht sich in Vokativen und in weichlichem Oh, ach, weh, horch, ha! Sogar die Romanzen sind sentimental.

Im Gegensatz zu seinem Freunde Meyer-Merian hat sich Ofers dichterische Entwicklung von der Kirchlichkeit mehr zur Weltlichkeit hin vollzogen. Damit meinen wir nicht im mindesten etwas Ungünstiges, weder über die Werke noch über die Persönlichkeit. Nur darf man sich Ofer nicht vorstellen als einen Asketiker oder als eine schmale Dichterfigur mit fliegenden Haaren, bleichen Wangen und träumerischem Blick. So war er im Leben nicht; er war eine gedrungene Gestalt und ein Freund der Geselligkeit. Seine Trinksprüche, versteht sich in gebundener Rede, sprudelten von Fröhlichkeit und glücklicher Improvisation. Dabei war er von verblüffender Naivität; man konnte ihm nicht gram sein. Sein Reichtum war sein Lied.

Gott und mein Lied, die beiden
Die sind mein Trost und Hort;
Drum bleib' ich bis zum Scheiden
So fröhlich fort und fort.

Für die Leichtigkeit von Dsers dichterischer Bethätigung ist folgender Zug bezeichnend. Auf das Begräbnis eines Geistlichen wollte der Lehrer ein Lied singen lassen, zu dem er selber eine eigene Melodie erfunden und eingeübt hatte. Den Hinterbliebenen gefiel diese Melodie, nicht aber der für diesen Fall unpassende Text; sie wandten sich daher an den mit dem Verstorbenen befreundeten Dser und ersuchten ihn um Angabe einer geeigneten Dichtung. Auf den am Morgen abgesandten Brief trafen schon am Abend des nämlichen Tages die folgenden auf jene Melodie eigens ganz neu gedichteten Strophen ein, die dann auch bei der Feierlichkeit gesungen wurden:

Fahr' hin in Frieden! Leg' ihn ab
In Gottes Hand getrost den Hirtenstab!
Und sing' Ihm ewig nun, den froh als Heil
Der Welt du priefest hier und als dein Teil!

Fahr' hin in Frieden! Lieblich fiel
Das Los dir zu! Dank Gott, du bist am Ziel!
Und hebst nach allem Leid empor das Haupt
Und schaust anbetend dort, was du geglaubt!

Friedrich Dser.

Abseits vom Kreise Wackernagels stand **Jakob Mähly**, ein Freischütz unter unsern Dichtern. Mähly ist viele Jahre Professor der klassischen Sprachen und Litteratur an Gymnasium und Universität gewesen. Durch die virtuose Art, wie er die Alten übersezte und übersezen ließ, hat er auch das Stilgefühl fürs Deutsche wirkungsvoller zum Bewußtsein gebracht als mancher Fachlehrer. Vermöge einer glücklichen Naturanlage hat Mähly den Geist des Altertums so tief und rein erfaßt wie wenige unserer Zeitgenossen. Er schreibt Latein mühelos und natürlich, wie ein alter Römer, mit ciceronianischer Eleganz. In der kraftstrogenden Gestalt, dem mächtigen Haupt mit der Lockenfülle scheint einer jener Humanisten der Renaissance, der Wiedergeburt des Altertums, auferstanden.

Weitaus das vollendetste, was wir von Mähly besitzen, ist die Sammlung „Leid und Lied“, Bern 1865. Sprache und Vers handhabt er da meisterlich. Nichts Triviales stört, immer ist die Form dem Inhalt genau angemessen. Ergreifend sind die Gedichte, in denen der Dichter aus seinen eigenen Schicksalen schöpft. Um jene Zeit hatte Mähly nach kurzer glücklicher Ehe seine Gattin verloren. Man lese das Gedicht: Auf dem See: „Wir schwebten auf den dunklen Fluten“ — man wird weit, vielleicht bis auf Göthe zurückgreifen müssen, um etwas gleich Vollkommenes zu finden. Wir verstehen, daß Basels Frauenwelt für diesen Dichter schwärmte. Auch die Balladen haben einen schwermütigen Zug; ihr Stil ist an Göthe geschult. Plastisch wie bei Heinrich Leuthold ist die Wortmalerei in der „Wetter-

nacht": Es stöhnen die Eichen, Vom Sturme gebogen Mit mächtiger Faust; Die Blitze, die bleichen, Durchzucken den Bogen, Und niederbraust Die zürnende Flut Aus berstenden Schichten . . .

Eine weitere Gedichtsammlung Mähly's „Aus der Gegenwart" 1874 trägt politisch-satirischen Charakter. Man merkt ihr die Zeit des Kulturkampfes an. Diese Bilder und Bildchen, sagt ein deutscher Kritiker, haben insofern ein besonderes Interesse, als die Ereignisse der großen Politik sich in dem Kopfe eines neutralen Schweizers ganz anders spiegeln als in dem eines Reichsdeutschen. Er zielt damit auf das „Straßburger Münster", das mit dem Verse schließt: „Wenn ihr so deutsch versteht, dann — nein"! Das war in der That die in der Schweiz damals vorherrschende Stimmung. Ägende Lauge ist ausgegossen über die Franzosen, die ausgehen einen König zu suchen und ihn nicht finden können. In der Aufnahme mancher Produkte hat der Dichter zu wenig Kritik gegen sich selbst geübt; Scheffel ist nicht mit Glück nachgeahmt.

In Basler Mundart schrieb Mähly eines seiner frühesten Erzeugnisse: Rhigmurmel 1856, zweite Auflage 1862. Als das Bändchen zum ersten Mal erschien, gab es noch nicht viel Mundartliches. Dies mag das Mißlingen der meisten dieser Gedichte entschuldigen. Schon der Titel nimmt sich aus wie aus dem Hochdeutschen übersetzt, und es sind Versmaße angewendet, die für die Mundart zu künstlich sind. Anderemal sind die Verse von Prosa kaum zu unterscheiden. Stücke wie d'Nacht, Ufem Kirchhof sind sentimental, gleichsam über-setzter Schiller. Am Neujahrsbaum vermag uns nur noch der Titel zu interessieren: früher geschah die Bescherung zu Neujahr. Immer Betrachtung und wieder Betrachtung und keine Handlung, sogar bei an sich dankbaren Motiven wie der Markt und die Messe. Dabei sind die Reflexionen meist recht alltäglich. Nur wenig wird man lernen können: Der Familietag, Schlittesfahre, Blindimuus. Einzig diese drei erwecken bestimmte Bilder in unserer Vorstellung, sonst hört man nur Worte. Zum Vortrag eignen sich aber die beiden erstgenannten auch nicht, wegen ihrer Länge. Die Gedichte stehen lediglich auf dem Papier. Das Basel-deutsch ist, was Hagenbach „Gelehrten-baslerisch" genannt hat. Die Grenzen der Mundart werden bei dem zu hoch gegriffenen Inhalt auf jeder Seite überschritten. Bürgerliche Stimmungen lassen sich dialektisch ausdrücken; für das Ausspinnen von Gefühlen, für hochepische oder hochtragische Situationen fehlen die edlen Ausdrücke. Es ist auch deswegen schwerer, in der Mundart zu dichten, weil sie nicht eine einzige poetische Freiheit gestattet. Falsch ist also in einem Mundartgedicht die folgende Wortstellung:

Du armi Kirche, wiene Geist
In d'Mondnacht ufje ragisch,
Und über d'Zit und z'allermeist
Über uns Basler flagisch.

(Die Barfüßer Kirche.)

Ungefähr gleichzeitig mit dem Rhigmurmel erschien: Baslerische Kinder- und Volksreime, aus der mündlichen Überlieferung gesammelt von Albert Brenner, 1857. Ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Büchlein. Das ist die Mundart, wie der Volksgeist sie geschaffen hat. Albert Brenner, begabter Germanist, ist in jungen Jahren verstorben. Seine nachgelassenen, im Basler Jahrbuch 1884 veröffentlichten hochdeutschen Gedichte zeigen keine Originalität.

Von einem ungenannten Dichter erschienen 1853 in der Neufkirch'schen Buchhandlung zwei dünne, aber gehaltvolle Hefte: „Ferien, eine Herbstgabe“, dreißig Gedichte, hochdeutsch, und: „G Hämpfeli Lieder“, vierzehn Gedichte in Basler Mundart. Als Verfasser des Hämpfeli Lieder vermutete man damals den Baselbieter Pfarrer Breitenstein — wegen des Landwortes günne, pflücken. Aber die Situationen, aus denen heraus diese Lieder entspringen: Gartenkabinett mit steinernem Tisch, Gesellschaftsspiele, nach denen der Punsch serviert wird, Vortrag von Schubertliedern mit Begleitung, vornehme Pensionsbekanntschaften — alles das versetzt uns vielmehr in das Milieu altbaslerischer Honoratiorenkreise. Es fehlt auch jede pfarrherrliche Spur; die junge Liebe mit ihrer Sehnsucht und ihrem Kummer giebt den Ton an. Diese Lieder, obschon sie wegen ihrer Resignation und stellenweisen Sentimentalität nicht Hebelisch sind, entstammen einem kindlichen, freundlich-schalkhaften Gemüt. Von eigentümlich elegischem Charakter ist das letzte: Vorgficht. — Die Lebensanschauung, die sich hier widerspiegelt, gelangt in der andern Sammlung, den „Ferien“, mehrfach zum Ausdruck. — Die Beziehung zwischen der Stimmung des Dichters und der ihn umgebenden Natur ergibt sich nicht immer ungezwungen. Rein ist der Dialekt nur, wo eine realistische Episode aus dem Familienleben abgezeichnet ist, wie „Bi Liecht“. Anderes wäre besser von vorne herein hochdeutsch abgefaßt worden. Musikalisch sollen die Lieder sehr gut verwertbar sein.

Größeren Beifall, und mit Recht, haben die „Ferien“ gefunden. Liebe und Freundschaft stehen im Vordergrund. Die Äußerung dieser Gefühle ist nicht leidenschaftlich, nicht stürmisch, sondern innig, mit einem Anflug wehmütigen Humors. Die Form ist von der Reinheit und Schönheit der besten Muster: Göthe, Platen, auch Heinrich Heine klingt an. Den heimatischen Rhein nennt der Dichter mit Vorliebe; er sieht auf ihn aus dem Fenster, an seinem Bord die sonnigen Rebhügel und dahinter das dunkle Waldgebirge. Ein besonders schönes Gedicht ist überschrieben: Im Jura: „Was für ein Zauber umschwebt dich, schattige Stelle des Bergwalds, Daß ein Gefühl des Glücks mächtig den Busen erfasst“. Das Versmaß ist dasjenige des „Spaziergangs“ von Schiller, aber der Inhalt mahnt sofort an Göthe. Der Dichter ist weit herumgekommen, er kennt die Leidenschaft des südlichen Blutes, er hat offenes Auge und tiefes Verständnis für die Farben italienischer Idealland-

schaften und für die antike Poesie des römischen Herbstes. Alles in allem eine geistig und sozial hochstehende Persönlichkeit. Verhaßt ist ihm gleich seinen klassischen Vorbildern der Lärm des Tages:

Mag rings sich abmüh'n irdische Gier und Not,
Ich bleibe dein, ob du der Vergessenheit,
Ob du zum Trost einsamen Herzen,
Göttlich erhabene, mich bestimmtest.

Daß einst in späten Jahren ein liebend Aug'
In meinem Lied sein eigenes Leid und Glück,
Und daß ein Geist, der nach der Schönheit
Pilgert, den treuen Gefährten finde!

(An die Dichtkunst).

Welche Meisterschaft in Ode, Sonett und Romanze! Welch prägnante, klangreiche Sprache! Nur ist die Zeichnung zu unruhig, zu wenig eindrucklich, sodaß die Verse leicht dem Gedächtnis entschwinden.

Am Büchlein liegt es nicht, daß die „Ferien“ nicht über die Grenzen der Stadt Basel hinaus bekannt und — berühmt geworden sind. Für ein Durchschnittspublikum ist es zwar nicht geschrieben. Von diesem Dichter ist nachher nichts mehr erschienen. —

Noch mögen, bevor wir zu einer neuen Gruppe uns wenden, zwei Fragen Beantwortung finden: Warum ist die Dialektdichtung gerade in den fünfziger Jahren wieder aufgekommen? Und warum spiegeln sich die eidgenössischen Ereignisse in der Dichtung Basels so wenig ab, warum haben wir keinen Reithard, keinen Augustin Keller, keinen Jakob Frei? — Daß die Dialektdichtung in den fünfziger Jahren Mode ist, und zwar nicht in Basel allein, hängt zusammen mit der allgemeinen Zeitrichtung. Das Fehlschlagen der Bewegung von 1848 hatte eine Gegenströmung, den Partikularismus, die Kirchturmspolitik, zur Folge. Das ist der Geist, der die Hervorziehung der Mundart inspiriert hat, mochten die Dichter sich dessen bewußt sein oder nicht. Und daß speziell die Basler Schriftstellerei von der Politik abgewandt ist, rührt her von der mißlichen Stellung Basels seit 1833, von der herkömmlichen Abneigung gegen Neuerungen, auch von der Pflege des Klassischen. Aber der einseitige Lyriismus hat unsere Dichter in enge Kreise gebannt.

Die Zeit ihrer Reise erreicht die baslerische Schriftstellerei in den sechziger Jahren, und zwar ist es Baselland, welches einen Dichter erzeugt hat, der die Mundart auf ihrem eigensten und edelsten Gebiete, dem Epos, zu Ehren bringt: **Jonas Breitenstein**. Von allen Dialektdichtern, die wir überhaupt kennen, steht, nicht nur wegen der Sprache, sondern auch durch den gemüthlichen Charakter seiner Schöpfungen, keiner Hebel so nahe wie Breitenstein, ohne daß er deswegen ein Nachahmer zu nennen wäre. Und das Leben dieses

Mannes entspricht so ganz dem Bild, wie es aus der Lektüre seiner Dichtungen in unserer Phantasie sich festsetzt.

Jonas Breitenstein wurde geboren zu Ziefen am 22. August 1828, als Sohn des dortigen Lehrers. „Er war ein zartes, aber hoffnungsvolles Kind. Was ihm von früher Jugend an eigen war, das war der Sinn, der aus allem etwas zu machen mußte, und eine

lebendige Einbildungs-

kraft. Als begabtes

Kind lernte er leicht.“

Mit dieser Schilderung,

die Breitenstein vom

Helden seiner letzten Er-

zählung, von Jakob

dem Glückschmied, ent-

wirft, hat er sich selber

porträtiert. — Nach-

dem er zunächst den

Unterricht bei seinem

Vater genoß und

daneben häusliche Ge-

schäfte verrichtet hatte,

kam er nach zurückge-

legtem dreizehnten Al-

tersjahr an die neuge-

gründete Bezirksschule

Liestal. Durch die Stra-

pen des anderhalb

Stund weiten Schul-

weges, den er ohne Unterbrechung täglich hin und her zurücklegte, erstarbte nach und nach seine Gesundheit so, daß er seit der Zeit nie mehr erkrankte. Immerhin führten ihn seine zarte Körperkonstitution und auch innere Neigung darauf, daß mehr eine Geistes- als eine Leibesarbeit sein Lebensberuf sein müsse. Daher reifte in ihm unter vielen Schwierigkeiten mehr und mehr der Entschluß, zu studieren, und lernte er in Nebenstunden die Anfänge der lateinischen und griechischen Sprache. Im Frühjahr 1846 trat er in das Pädagogium in Basel ein. Die Angehörigen des Nebenkantons durften sich hier keiner Sympathien rühmen; ein um so ehrenvolleres Zeugnis für das Talent und die Verträglichkeit Breitensteins ist die Thatsache, daß er beim Austritt primus omnium war. Seine damaligen Kameraden



schildern ihn als eine friedfertige, anspruchslose Natur, ein sonniges Gemüt, geneigt, das Leben mit all seinen Schwierigkeiten von der heitern Seite zu nehmen. Er beobachtete gut und konnte schalkhaft sein. „Sein ganzes Wesen war gediegen, war rein, und jungfräulich errötete er, wenn andere lachten über einem entbehrlichen Scherzwort“. (Birmann.)

Den Sinn für Dichtungen und die Dichtergabe selbst brachte Breitenstein gewissermaßen auf die Welt mit. An Hebel hatte er schon in jungen Jahren eine ungeheure Freude, er konnte ihn fast auswendig; für seinen jüngern Bruder war es die höchste Lust, wenn ihm Jonas als Student Gedichte aus Hebel vorsagte. Als Bezirksschüler verfaßte er bereits bei allen Anlässen sinnige Gedichte, am liebsten in der Mundart, und jedermann hatte seine Freude daran. Wenn er von Basel aus mit seinem durch Privatstunden ersparten Gelde dem Vater zum Geburtstag ein bescheidenes Geschenklein machte, ein Pfund guten Tabak, so war die Sendung immer von einem herzigen Gedichtlein begleitet. — Noch bewahren Breitensteins Hinterlassene ein Heft mit Gedichten aus den Jahren 1846—54: „Zurablüten oder Versuch neuer alemannischer Gedichte“. Schon dieser Titel zeigt, daß Breitenstein sich Hebel zum Vorbild genommen hat. Im Inhalt offenbart sich ein treuherziger, frommer Sinn. Die erzählenden Dichtungen sind zu lang geraten, das Lyrische bewegt sich im einfachen Gedankenkreis des Landmannes und hat, wie bei Hebel, eine lehrhafte Zuspitzung (Parabel). Es sind schon viel schlechtere Sammlungen herausgegeben worden; daß Breitenstein seine Erstlinge Manuskript bleiben ließ, zeugt von wohlthuender Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung. Einzelnes daraus findet sich immerhin veröffentlicht in der *Basilea poetica* und in Seilers *Gottwilche*. — Wackernagel war es, welcher in Breitenstein den künftigen Dichter erkannte und ermunterte. Er war Breitensteins Lieblingslehrer; dieser verdankte ihm weit mehr als nur den gewöhnlichen, so wirksamen Unterricht. „Mein lieber Breitenstein, sagte Wackernagel einst zu ihm, ich kann nicht begreifen, wie Sie noch dichten können, da Sie sonst so fleißig sind.“ Es war in Breitenstein ein innerer Drang, ein Herzensbedürfnis, seinen Empfindungen in dichterischer Form Ausdruck zu geben. Wackernagel hat diesem Trieb die richtigen Formen gewiesen.

Das Studium der Theologie, welchem er in Basel und Göttingen oblag, ergriff Breitenstein nicht ohne innere Kämpfe. „Seinem keuschen Gefühl erschien die Erörterung der Herzensstiefen und der heiligsten Gedanken als eine Profanation des innersten Heiligtums“. (Birmann.) An der Basler Universität fesselten ihn besonders die Vorträge seines geliebten Professors Hagenbach, und seine theologische Richtung wurde durch natürliche Anlage ganz die gleiche. Er war, sagt Pfarrer Tanner im *Volksblatt für die reformierte Kirche der Schweiz*, „ein Vermittlungstheolog in des Wortes schönster Bedeutung, als ein friedliebender Schüler des friedentiftenden Christus die evangelische Heilswahrheit der Gemeinde vermittelnd durch warme, lebendige, die sittlichen Bedürfnisse der Zeit in's Auge

fassende Predigt.“ — Pfarrer Stähelin in Ziefen veranlaßte ihn schon im vierten Semester, in der Heimatgemeinde eine Predigt zu halten. Man riet ihm, das Manuskript auf die Kanzel zu nehmen; er that es nicht und kam durch, ohne anzustoßen und ohne daß die jungen Bursche, seine Altersgenossen, ihn zu stören gewagt hätten.

Nach trefflich bestandenem Examen wurde Breitenstein 1852 Pfarrer in Binningen. Er war einer der ersten Baselpfarrer aus dem Baselpfarrbezirk selbst. Es herrschte damals Pfarrermangel, Buus und Binningen wählten ihn am gleichen Sonntag, aber der Bote von Buus kam zwei Stunden zu spät mit der Nachricht. Achtzehn Jahre lang, die beste Zeit seines Lebens, hat Breitenstein in Binningen gewirkt als treuer Seelsorger. Seine Predigt war schlicht, von kindlicher Einfalt, aus dem Leben geschöpft; Leidenschaft und eine entsprechende Stimme gingen ihm ab. Vor allem lag ihm die Kinderlehre und das Armenwesen in Gemeinde und Kanton am Herzen. Oft kam an Winterabenden der Frauenverein mit den Spinnrädern ins Pfarrhaus; da las dann mitunter Breitenstein aus seinen Schriften etwas vor. Er redigierte übrigens ein Monatsblatt für die basellandschaftlichen Frauenvereine; Ratschläge über Armenziehung wechseln darin mit Geschichten und Gedichtlein. Auch an der „Jugendbibliothek“, die sein Freund Kettiger, der basellandschaftliche Schulinspektor und nachherige Seminardirektor von Wettingen, in den sechziger Jahren für die verschiedenen Stufen des jugendlichen Alters herausgab, arbeitete Breitenstein mit.

Als echter Sohn des Volkes bebaute Breitenstein in der ersten Zeit das Pfarrland selbst; er hielt auch eine Kuh. Noch viel später in Basel war es seine Freude, frühmorgens im Garten zu arbeiten und abends auf dem Bänkchen hinterm Haus sein Pfeifchen zu schmauchen. Seine Mittel mußte er sehr zu Rate halten; trotzdem gab es Gemeindemitglieder, die seine Gutmütigkeit in mehr als ungenierter Weise ausbeuteten, indem sie den Pfarrgarten und seinen Hühnerstall als Allmend betrachteten.

Breitensteins Erholung war die Hobelbank. Nicht nur die Spielsachen seiner Kinder verfertigte er selbst, sondern auch Möbel. Sein größtes Vergnügen aber war, im Sommer mit den Kindern über Land zu gehen, nach Ziefen, seiner Heimat. Indes hatte er sonst nicht viel Zeit zum Spaziergehen. Nicht nur war und ist die Pastoration des Binninger Pfarrers eine räumlich sehr ausgedehnte, sondern es gaben ihm bei der flottanten Bevölkerung dieser Gemeinde die Armensachen und die Besorgung des Civilstandes ungemein zu thun. Lange Zeit war sodann seine Frau krank; da hätte manche Tochter von ihm lernen können, wie es ihm nicht zu gering war, zu kochen und zu scheuern. Da war er dann oft gemüthlich sehr gedrückt, aber immer arbeitete er sich wieder empor. Täuschen wir uns, wenn wir der Gottesgabe der Poesie einen Teil von jener Kraft beimessen, die ihn aufrecht erhielt?

Breitensteins erstes Werk erschien 1860: „Erzählungen und Bilder aus dem

Baselbiet“, 380 Seiten stark, unter dem Pseudonym B. T. Jonas. Es sind vier Erzählungen, alle aus dem in so eigentümlicher Weise mit der Landwirtschaft verbundenen Posamenterleben Basellands. Den Anstoß gab indirekt Jeremias Gotthelf. Eine der letzten und weniger bekannt gewordenen Schriften Gotthelfs heißt: Hans Jakob und Heiri oder die beiden Seidenweber, Berlin 1851. Sie soll auf Veranlassung einiger Baselbieter geschrieben sein, welche wünschten, Gotthelf möchte auch ihr Volk einmal schildern. Da ist nun aber ein merkwürdiges Gemisch der so grundverschiedenen Berner und Baselbieter Verhältnisse und ein Durcheinander von dito Ausdrücken herausgekommen, daß unser Breitenstein den Kopf schüttelte: er wolle im Stande sein, seine lieben Baselbieter richtiger zu zeichnen. Und das ist ihm auch gelungen. Das Posamenterleben hatte Breitenstein in Ziefen tagtäglich vor Augen gehabt. Als Knabe hatte er im Hause eines alten Verwandten, der Posamenter war, gewohnt; sie sagten oft, es sei schade, daß er nicht auch Posamenter werde; mit seinen feinen und geschickten Fingerchen komme er so gut in die Seide hinein. — An Gotthelf erinnert die Einstreuung charakteristischer Provinzialismen unter das Schriftdeutsche. Aber die Derbheiten Gotthelfs billigte Breitenstein niemals, er glaubte auch ohne sie das Volk schildern zu können wie es ist. Durch diese Bilder aus dem Volksleben zieht sich der Grundgedanke, daß man mit Sparsamkeit und Genügsamkeit auch aus scheinbar hoffnungslosem Zustande emporkommt, während anderseits das hablichste Bauernwesen durch Mißwirtschaft zu Grunde geht. Eine dieser Geschichten: „Der Herbstmäret in Liestal“ hat der Verein für Verbreitung guter Schriften wieder drucken lassen. Wir halten sie für die am wenigsten bedeutende. Die beste ist unbedingt die erste: Die Geschichte vom Storzefried und vom Häfelibäbi. Da werden die Folgen jener verkehrten Erziehung gezeigt, wo man die Kinder halbtot schlägt, wenn sie ein Geschirrelein zerbrochen haben, während sie wieder ungestraft die wüsten Reden führen dürfen. — In der „Baselfahrt“ ist der Charakter des Baselbieter Volkes besonders gut getroffen, und die letzte Erzählung „Der Vetter Hansheiri im Mätteli“ spricht am meisten das Gemüt an.

Noch einmal ist Breitenstein zur realistischen Schilderung des Volkslebens zurückgekehrt in seinem letzten Werk: „Jakob der Glückschmied. Ein Lebensbild. Basel 1868.“ Dieses zeigt manche Ähnlichkeit mit der „Baselfahrt“, nur daß es einen tragischen Ausgang hat. Es schildert das verzweifelte Ringen und schließliche Unterliegen eines fleißigen und begabten, aber unruhigen Mannes.

„Jakob der Glückschmied“ wird meist abfällig beurteilt, als zu weitschweifig. Indes ist seine Länge nicht ärger als z. B. bei Gotthelf; wir finden auch nicht, daß Wesentliches könnte gekürzt werden, mit Ausnahme der Naturschilderungen zu Anfang jedes Kapitels. Diese sollen nämlich die Stimmung vorbereiten auf die alsdann folgende Erzählung menschlicher Schicksale. Das ist in seiner stereotypen Wiederkehr gesucht und darum verfehlt.

Naturmalerei in Worten büßt leicht die Anschaulichkeit ein. — Der eigentliche Grund, warum das Büchlein keinen rechten Anklang gefunden hat, liegt wohl darin, daß es uns in tieftraurige Verhältnisse hineinführt. Jakob stößt seine Frau aus dem Hause, als sie ihm bei wachsenden Geschäftsverlegenheiten ihr zu erwartendes Erbteil nicht verschreiben will. Alles ist nur zu wahr geschildert. Bloß der Schluß ist im Vergleich zum übrigen Inhalt zu effektiv: Jakob kommt nach jahrelangem Verschollensein an einem Sonntagmorgen zurück, leiblich gebrochen und nur um zu sterben, nachdem er ungekannt dem Gottesdienste noch beigewohnt, aber im Herzen demütig und mit seiner Frau versöhnt. Hier ist der Pfarrer hinter dem Schriftsteller wieder hervorgetreten. Jeremias Gotthelf wäre unerbittlich geblieben bis ans Ende.

Erinnert der allgemeine Charakter dieser Erzählung an Gotthelf, so hat der Stil wieder manches von Hebel und von Wackernagel; man vergleiche folgenden Satz: „Als aber die hochgehenden Wogen der öffentlichen Bewegung nach geendeten Kämpfen allmählig sich wieder zu legen begannen, die altgewohnte Thätigkeit fand nach und nach wieder ihr Geleise, und Jakob durfte sehen, wie seine Frau neugestärkt wieder konnte ihm zur Seite stehen und wie sein Söhnlein so kräftig sich entwickelte, da kehrte doch zuletzt ihm die Besinnung wieder zurück und sein Herz thaute auf zu neuer Freude und Lebenslust.“ Eine Wortstellung wie: „Als er dieselbe durfte besuchen“ statt: „besuchen durfte“, war nämlich eine Eigenheit Wackernagels, ebenso die Schreibung „Hüterinn“ statt „Hüterin.“

Natürlich hat Breitenstein auch hier auf dem Boden der Heimat gebaut. Das Dorf „Schönenwyl“ scheint geradezu Ziefen. Es sind die Verhältnisse des obern Baselsbiets mit dem Kleinbetrieb der Landwirtschaft und mit der Posamenterei, die allein das Geld ins Haus bringt, Verhältnisse, in denen es jahrelangen unermüdlichen Fleißes und genauester Sparsamkeit bedarf, um nur über die Nahrungsorgen hinwegzukommen. „Im elterlichen Hause unseres Jakob bildeten die armfeligen Nahrungsorgen fast das einzige Gespräch, und das unaufhörliche Klappern und Schnurren und Surren der Arbeitsgeräte, und das bischen entlehnter Schein von dem trüben Lampenlichtlein auf dem Zettelrade der Mutter, bei welchem der Knabe seine Aufgaben machen durfte, war wenig geeignet, seinen Geist zu ermuntern.“

„Jakob der Glückschmied“ ist der Ausfluß einer trüben Stimmung, einer Stimmung, welcher Breitenstein in seinem 1870 aufgesetzten Lebenslaufe die Worte leiht: „Die Wurzeln seines Lebens waren durchschnitten, seine feste Kraft war gebrochen; äußerlich möglichst heiter, war er innerlich geknickt und nagte an seinem Herzen ein tiefes Weh, während auch seine körperliche Rüstigkeit in den Jahren des kräftigsten Mannesalters zu schwinden begann.“ Sein Lieblingskind, des Vaters geistiges Ebenbild, war ihm in jenen Jahren entrisen worden. Dieser Verlust ging ihm furchtbar nahe. — Greifen wir indes dem Lebensbilde nicht zu weit vor.

Die reifsten, klassisch zu nennenden Schöpfungen Breitensteins sind die beiden alemannischen Idyllen: Der Her Ehrli 1863 und S'Breneli us der Bluemmatt 1864.

Der Her Ehrli ist auf dem Titel bezeichnet als „Idyll aus Basel und dem Baseliert.“ Der Herr Ehrli ist auf der Landschaft aufgewachsen, aber Commis in der Stadt, und es bewegt sich sein Denken und sein Verkehr auf der Grenze zwischen den beiden Sphären. Er ist der Halbstädter, der es durch Fleiß und Anstelligkeit zu etwas bringt, immerhin mit einer Dosis Durchtriebenheit, und dann wieder ein wenig Muuchi. Solche Gestalten weist das wirkliche Leben in der That auf. Als eine ebenfalls ganz aus dem Leben gegriffene Figur bezeichnet Karl Rudolf Hagenbach in seiner Besprechung der Dichtung den alten „Bauma“, der am Sonntag in der Stube auf der Ofenbank über seiner Bibel sitzt und in den Sprüchen Salomonis liest:

Die hein im's chönnen; er het se
Schier uswendig gwüßt, doch het er derneben au s'ander
Mit verachtet und gern us der Offebarig Johannis
Wo de Rüttere gha und was si felle bedüte.

„So hält es ja wohl das Landvolk mit der Bibel zumeist: das praktisch-handliche der Salomonischen Sprüche oder dann auch wieder das tief-Mystische, Poetische der Apokalypse! Beides findet da oft als selbstverständlich sich ergänzend zusammen, ohne daß darüber reflektiert würde. Einen guten Kontrast zu dieser kernhaften altväterischen Frömmigkeit des Landmanns bildet dann an jenem Familientage in der Stadt der gute junge Herr Baldrian, der das, was die Tanten und Basen zuvor gebrittelt, gar salbungreich als Führung des Herrn darstellt und mit voreiliger Hand verdirbt, was er in seiner frommen Einbildung gut zu machen gedachte.“

Zur Sprache hebt Hagenbach hervor, daß der Dichter derbe Ausdrücke da, wo sie hin gehören, nicht mit ängstlicher Scheu meidet; doch hält er mehr Maß als Jeremias Gotthelf. Aber auch das Zarte weiß der Dichter zart zu geben. Der Stadtdialekt, den er anwenden muß, wo Stadtpersonen auftreten, ist ihm nicht so geläufig wie der angeborene landschaftliche. Er läßt z. B. die Städter „einißt“ und „mängist“ sagen. — Uns scheint auch die städtische Kaufmannsfamilie Guldestern zu vornehm, als daß die Töchter ohne Begleitung einen frühen Sonntagmorgen-Spaziergang nach St. Margrethen machen dürften. Die Guldesterns halten Familientage und haben einen Bedienten. Zu jener Zeit holte die Magd ihre Herrschaft abends noch mit der Laterne ab.

In der Widmung „An d'Heimet“ sagt Breitenstein: „Am Füreben, in der Nacht, hani der e Biedli gmacht.“ Dies ist buchstäblich wahr: Der Her Ehrli ist in den Nächten entstanden, die Breitenstein am Krankenbette seiner Frau durchwachte.

Der Her Ehrli gereichte den Mitbürgern des Verfassers, ebenso wie namentlich den

Städtern, zur großen Freude. Das Büchlein war schon zu Lebzeiten des Verfassers vergriffen. Es wird uns erzählt, wie herzlich Breitenstein sich freute, als er von einem unbekannten Verehrer einen Brief mit einer Hundertfranken-Banknote zugesandt bekam, als Anerkennung für die genussreiche Lektüre. Auf die Stadt Basel ließ Breitenstein Zeit seines Lebens nichts kommen; wo über sie geschimpft wurde, nahm er sie kräftig in Schutz.

Zur Zeit, als Breitenstein seine *Idyllen* schrieb, war sein Kanton von leidenschaftlichen Parteikämpfen erfüllt. Baselland hatte sich von der städtischen Aristokratie losgerissen, um der Vormundschaft des neuen Kantonshauptortes anheimzufallen. Man klagte über Bureaucratie und es erhob sich eine heftige Opposition unter dem Schlagwort: Das Volk ist der Meister und die Regierung ist der Knecht! Diese Richtung setzte eine durchaus demokratische Verfassung durch (die „Rolle“-Revision) und hatte auch eine Zeitlang die Beamtungen in ihrer Gewalt. Haben auch dem Volksmann Rolle sich viele unlautere Elemente angeschlossen, die nur im Trüben zu fischen bedacht waren, so läßt die heutige Zeit den schöpferischen Ideen desselben doch mehr Gerechtigkeit widerfahren. Breitenstein, wie überhaupt die Studierten im Kanton Baselland, gehörte nicht zu den Freunden der Revisionspartei. Er sah in deren Bestrebungen eine Auflösung des Respekts vor der Obrigkeit. Schon im *Her Ehrli* tönt er darauf an, daß die Wiedergeburt aus dem inneren Menschen heraus kommen müsse. Vollständig in die Revisionswirren hinein versetzt uns aber das „Breneli us der Bluemmatt“. Auch dieses schrieb Breitenstein nächtlicher Weile „zur Erholung“. Das „Breneli“ erscheint ganz dem Leben des Landvolks angehörig. Es erinnert an die herzerfreuenden Mädchengestalten des Jeremias Gotthelf. Der Dichter zeigt in zarter, liebevoller Weise, wie im Bauernstande und unter prosaisch erscheinendem Äußern eine Herzensbildung bestehen kann, die das Romanlesen nimmermehr erzeugt. Das Thema ist die Liebe, welche in dunkeln Zeiten treu ausharrt, und welche das, was das weltliche Leben und Treiben auseinander gerissen hat, wieder im Frieden zusammenbringt.

Wir ziehen das Breneli dem *Her Ehrli* vor. Es ist humorvoller, heimlicher, und ruft deutlich die Erinnerung an ganz bestimmte Ereignisse des politischen Lebens wach. Meisterhaft ist die Sprache gehandhabt. Sie ist überall der Situation angemessen, ob nun der Dichter herzerfreuende Fröhlichkeit zum Ausdruck bringt oder den herzbewegenden Kummer einer leidenden Frau. Und indem er mit erhebender Wärme die Liebe schildert, hat er den Beweis geleistet, daß die alemannische Mundart auch das Abstrakte poetisch auszudrücken fähig ist. Die Stadtbasler sind richtiger gezeichnet als im *Her Ehrli*, und auch ihre Sprache ist treuer, wenngleich noch nicht ganz rein wiedergegeben. Überall finden sich Anspielungen auf die politischen Kämpfe mit ihrer Ausartung, dem persönlichen Heruntermachen des Gegners in den Zeitungen. Ein gewisser einseitiger Standpunkt Breitensteins ist nicht zu verkennen. Die Revisionspartei ist ihm ein Konglomerat von Unzufriedenen und Antli-

Hungrigen; Agenten ohne Geschäfte, verfehlte Schulmeister, egoistische Bauern. Einen solchen zeichnet er im Bluemmättler, dem das Verbot des unbeschränkten Holzschlages und die Hypothekenbank, welche den reichen Bauern die Zinse herabdrückt, das Hauptärgernis sind:

„Der Landeberger und Gefzler
Hei's nit ärger gmacht as eusi Heere; der Bur het
Undedure müesse; der Bur, das sägeni, dä mueß
S'Gefsti in d'Händ übercho . . .“

Das Gegenstück zu diesem geldstolzen, immer nur auf seinen Vorteil bedachten Bauer ist der Doktor Brun, der tüchtige, auch im öffentlichen Leben sich bethätigende Landarzt. Man hat in diesem den Oheim Breitensteins erkennen wollen, einen Arzt, der als Präsident des Landrats von der Revisionspartei gesprengt wurde, und in seinem Gegner, dem Bluemmättler, ebenfalls einen Hofbesitzer aus der Gemeinde Ziefen. Einzelnes stimmt, anderes wieder nicht, und es ist überhaupt zu sagen, daß sich Breitenstein nicht an bestimmte Örtlichkeiten und bestimmte Persönlichkeiten gebunden hat, sondern einen Zug von hier, den andern von dort entlehnt. Es war ihm mehr darum zu thun, vom ganzen Leben in der Revisionszeit ein Bild zu geben. Der Schauplatz ist jedenfalls das obere Baselbiet. Breitenstein kannte sich im ganzen Kanton aus.

Sehr gut, der Typus eines verblagenen Baselbieters, ist der Knecht Dursli. — Die bei Breitenstein auftretenden Stadthasler sind alle konservativ. Der Landarzt, ein vernünftiger, gemäßigter Liberaler, hat zum Freund den Stadtherrn Schönler, dem die Agitation der Revisionszeit ein Greuel ist, und der sich entsetzt über die dabei zu Tage tretenden gotteslästerlichen Reden. Und hier taucht nun eine Gestalt auf, die karikiert erscheint, von der aber gerade versichert wird, daß eben mit ihr eine bestimmte Persönlichkeit gemeint sei wie sonst nirgends. Am Sonntag nach der Predigt wird in einem Dorfwirtshaus der Pfarrer verhandelt: er könne gut reden und thue viel Gutes, aber er sei zu scharf, kümmere sich um das, was in den Häusern vorgehe.

S'het dem Gspröch ganz still e Frömde mittime Schnäuzli,
Wo au cho gsi isch, zueglost und gar scharpf dur si Brülle
Alli die Lüt agluegt; doch endlig het er sin hochdütsch
Gschnarret und asoh rede: „Na, hören Sie, wenn es erlaubt ist,
Daß ein Fremder sich auch in Ihre Reden ein wenig
Mische, wenngleich nicht berufen — es geht über alles die Wahrheit:
Nun, so sage ich Ihnen, daß Heil und Frieden auf Erden
Nimmer zu finden ist, solange die Geistlichen walten,
Die, der Bildung feind, das Volk in verrosteten, alten
Dogmen und dummem Zeug gefangen halten nach Willkür!
Und was predigen sie? — Ei, nichts als riesige Lügen,

Abgeschmacktes Zeug, was die größten unserer großen
Geister über Bord geworfen haben schon lange. —
Was sie euch sagen von Gott, von Gottes Sohne, von Christo,
Das ist all rein nichts und hat nichts mehr zu bedeuten.
Werft es auch über Bord und glaubt nicht mehr dem Geschwätze!
Freie Männer der Schweiz, laßt frei, ja frei die Vernunft sein!
Glaubet es mir, es schreitet mit Riesenschritten die Bildung
Über die Welt, und der Wahn muß verschwinden wie Nacht vor dem Lichte;
Keine zwanzig Jahre mehr geht's, so werden die Pfaffen
Alle verschwunden sein und all dies schwarze Gelichter.
Dann wird die Menschheit erst, sie selber ist ja die Gottheit,
Edel und göttlich sein und umstrahlt von dem höheren Lichte!“ —
Lueg, eso het er gredt und het si grüslig erjästet
Und ich gli druf furt, dä neu Apostel, und het si
Grüseli gmeint; er het gwüs scho ghofft, si mächtigi Red heig
Zunden und d' Lüt bifehrt

Es soll ein Bezirkslehrer gewesen sein, damals meist deutsche Flüchtlinge, der diese vulgäre Religionsfeindschaft zur Schau zu tragen liebte. — Noch einen dieser Bezirkslehrer, wahrscheinlich einen seiner eigenen, zeichnet Breitenstein in Jakob dem Glücksschmied: „Der mit begeisterten Worten den Knaben den Wert der reinen Wissenschaft anpries, die Menschen, die nur nach Notwendigem und Nützlichem fragten, verächtlich als armselige Naturen bezeichnete und vielen seiner Schüler einen ernsten Wissens- und Tugendstolz einzuhauchen verstand, und das um so mehr, als seine Worte nicht nur hohle Worte waren, sondern als er an sich selbst das Ideal zu verwirklichen strebte, das er seinen Schülern bei jeder Gelegenheit vorhielt.“

Die religiöse Frage hat Breitenstein auch am Schlusse des „Jakob“ berührt, indem er eine Person einführt, die mit der Erzählung durchaus nichts zu thun hat; es muß ihm da ein ganz bestimmtes Erlebnis vor Augen geschwebt haben: „Der Gottesdienst war beendigt, die Leute kehrten heim, einige vielleicht die gesprochenen Worte beherzigend, die andern wieder an anderes sinnend, wie es geht. Unter den erstern war der Doktor Frank, der hie und da sich auch herbeiließ, den Gottesdienst zu besuchen, weil er eine Achtung vor dem hatte, was auch sonst der Pfarrer, besonders in gemeinnütziger Hinsicht, wirkte und that. Jetzt war er aber von der Predigt gar nicht erbaut und keineswegs befriedigt. Er konnte seinen Unwillen dem jungen Schullehrer, mit dem er den Kirchweg hinabging, nicht verbergen. — Wie hat Ihnen die Predigt gefallen? fragte er; aber ohne die Antwort abzuwarten, worüber der Schulmann eigentlich froh war, fuhr er fort: Es ist doch eine eigene Sache; wie einer den Kirchenrock einmal an hat, ist er ein anderer Mann. Ich meinte, wir hätten einen aufgeklärten Pfarrer, und er ist sonst auch wirklich ein scharmanter

Mann, ich kann ihm nicht ungünstig sein, aber ein Pietist ist er nun doch auch, so dick wie nur einer. Was hat er wieder heute für eine Predigt gehalten! Fliesen thut's ihm, das muß man ihm lassen, er hat manches gut angebracht und der Mann hätte Geist. Aber eben darum ist es zu bedauern, daß er auch in das fatale Fahrwasser kommt. Wenigstens heute ist er recht darein gekommen; wenn er so fortfährt, wird er mich nicht mehr viel in der Kirche sehen. Was sollte man predigen? Den Leuten sagen sollte man, wie sie recht thun, und wie in dem und jenem Stücke sie sich verhalten müssen, das sollte man, es gäbe, meiner Treu, Stoff genug. Aber da muß immer gepredigt sein, daß wir arme elende Sünder sind, und daß wir Gnade suchen und glauben müssen, wenn wir wollen selig werden; als ob ein rechter Mensch in keinen Schuh mehr gut wäre und der ärgste Strolch, wenn er nur den Heiland sucht und lieb hat — man sieht aber manchmal, was das bedeuten will — noch besser als unser einer. Was meinen Sie, Lehrer, bessert man mit solchem Zeuge das Volk?"

Diese Rede ist allerdings aus dem Leben gegriffen. Zur Zeit, da Breitenstein schrieb, und zum Teil noch heute, waren Pfarrer und Ärzte die einzigen in Baselland, die höhere Bildung genossen hatten, und es entspricht den thatsächlichen Verhältnissen, daß sich in beiden Ständen auch verschiedene Weltanschauungen verkörperten. — Breitenstein mahnt auch in diesen Auslassungen an seinen Standesgenossen Hebel, der in seinem allerersten Gedicht, der Epistel an Pfarrer Güntert in Weil, ebenfalls die Rationalisten aufs Korn genommen hat.

Eine etwas breite Ausmalung, Wiederholung haftet schon Breitensteins Erstlingsversuchen an, wie er eben eine redselige Natur war. Diese Eigenschaft wirkt aber in den epischen Gedichten weniger störend, weil eine gewisse Breite zum epischen Stil gehört. Eht episch ist auch der Reichtum, die Anschaulichkeit und Kraft der Bilder. Zudem wechselt die Erzählung ab, sie wird nie langweilig, wir lesen begierig weiter und weiter. Dadurch unterscheiden sich Breitensteins Idyllen vorteilhaft von den zahlreichen hochdeutschen Idyllen verschiedener Basler Dichter, welche zu sehr Nachahmungen von „Hermann und Dorothea“ sind und zu wenig lokales Kolorit besitzen, um Interesse zu erwecken. Höchstens Meyer-Merians „Nachbarn“ vermögen einige Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, weil sie eine tief einschneidende Zeitbewegung, den Bau der Eisenbahnen, zum Hintergrunde haben. Bei der Lektüre Breitensteins denken wir unwillkürlich an dieses Dorf und jenen Hof im Baselsbiet, an diese Straße und jenes Haus in der Stadt. Und es sind gar nicht diejenigen, nach denen diese Idyllen benannt sind, welche allein unsere Sympathie absorbieren, sondern weit mehr die vielen Nebenepisoden. Dabei überwuchert durchaus nicht das beschreibende Beiwerk. Die Gestalten Breitensteins haben wie alle Menschen neben den Tugenden auch Fehler. Darum gefällt uns beiläufig der Herr Doktor im Breneli besser als der Herr Ehrli.

Nicht der geringste Vorzug Breitensteins ist seine virtuose Handhabung der Mundart. Die Orthographie derselben gab ihm nichts zu thun, er hielt sich an Hebel und an die gesunden Ratschläge Wackernagels und Hagenbachs. Und der treffende Ausdruck kam ihm wie von selbst. Die Gedanken eilten der Feder voraus. Er arbeitete überhaupt sehr leicht. Noch in seiner späteren Beamtung in Basel hat er einmal ein Referat von 20—30 Seiten in Zeit von zwei Stunden gemacht. — „So richtig und treu und unvermischt ist Ton und Ausdruck der Sprache unserer Thäler noch von niemandem dargelegt worden“, sagt Ständerat Birman, und Pfarrer Tanner fügt hinzu: „Der Dichter Breitenstein wurde der volkstümlichste Pfarrer unseres Landes“.

Der Vergleich mit Martin Usteri, der ja ebenfalls zwei Idyllen, *Der Herr Heiri* und *Der Bifari*, in Schweizer Mundart gedichtet hat, liegt nahe. Er muß, nach Abzug lokalpatriotischer Voreingenommenheit, zu Gunsten Breitensteins ausfallen. Wir sehen davon ab, daß bei Usteri die Lösung des Knotens auf recht geschraubte Weise herbeigeführt wird — auch bei Breitenstein läuft es ja auf die alte Geschichte hinaus, „daß sie sich kriegen“ — aber Usteri hält uns mit langer Beschreibung des Kleinlichen, Fraubasenhaften auf. Sinnig ist er, insofern er eine entschiedene Vorliebe für das Unbedeutende zeigt; der Humor ist nicht stark entwickelt. Nur Einzelheiten, und zwar im Anfang der beiden Idyllen, sind gelungen, die Hauptcharaktere sind unnatürlich, die Erfindung im ganzen nicht glücklich, das Idyll wird zu einer komischen Epopöe. Und doch figurirt Usteri, und zwar speciell wegen der beiden Idyllen, mit großem Lob in den Litteraturgeschichten!

Usteri wie Breitenstein gebrauchen den Hexameter, den klassischen Vers der Idylle. Die alemannische Mundart eignet sich zu diesem Vers fast noch besser als das Schriftdeutsche wegen ihrer kürzeren Formen wie *goß*, *stoh*, *lo* statt *gehen*, *stehen*, *lassen*, und des dadurch bedingten lebhafteren Vokalspiels. Auch Hebel hat sich in seinen größeren Sachen dieses Versmaßes bedient. — Den Unterschied zwischen Hebel und Breitenstein können wir etwa so definieren: Hebel ist Epiker, z. B. im *Rarfunkel*; die Erzählung, kurz und bündig, ist die Hauptsache. Breitenstein ist Idyllendichter, die Schilderung geht so ins einzelne, daß der Hauptgedanke verdeckt wird. „Hebel scherzt und lacht mit dem Volke, Breitenstein leidet und kämpft mit ihm; beide belehren und erheben es; im Treffen des Volkstümlichen und in der Hebung des Dialekts durch den Adel ihrer eigenen Persönlichkeit stehen sie beide neben einander und teilen den Lorbeer der Poesie“. (Robert Weber.)

Breitensteins schriftstellerische Thätigkeit bewegt sich zwischen den Jahren 1860—1868. Auf die Frage, warum er nachher nichts mehr geschrieben, lautet die Antwort einfach: er war zu müde. Aus Deutschland wurde er angefragt von Verlegern, nachdem er sich durch die beiden Idyllen einen Namen gemacht hatte, und nun, wo er durch litterarische Thätigkeit etwas hätte verdienen können, mußte er ablehnen, weil er nicht mehr konnte. Die Lust

zu geistiger Thätigkeit war niedergedrückt von der Sorge um die Sicherstellung seiner zahlreichen Familie. Dies war der Grund, daß er 1870 die neu geschaffene Stelle eines Sekretärs der freiwilligen Armenpflege in Basel annahm, so schwer es ihn ankam, auf das Pfarramt zu verzichten, aus einem freien Manne ein Bureauumensch zu werden. Seine vielen und einflußreichen Freunde in der Stadt nahmen ihn vom Lande weg, damit er bei der kärglichen Besoldung nicht zu Grunde gehe. „Wir ließen ihn ungern von uns ziehen, sagt Pfarrer Tanner. Denn er gehörte unserm Dastürhalten nach nicht der Schreibstube, sondern der Kanzel, er gehörte ganz und voll seinem Heimatkanton an.“ Wenn aber Friedrich Oser in seinem poetischen Nachruf:

„Verpflanzt die Blume nicht Vom Quell im Wald;
Im hellen Sonnenlicht, Wie welkt sie bald“

anzudeuten scheint, daß die Stadtluft Breitenstein verzehrt habe, so ist das eine dichterische Freiheit. Er fand sich im Gegenteil gern in seine Stellung in Basel, da er von allen Seiten Liebe, Wohlwollen und Hochachtung sich entgegengebracht sah. Vorher physisch und gemüthlich gedrückt, lebte er in Basel wieder auf. Die Kommission, der er unterstellt war, ließ ihm völlig freie Hand. Er war aber auch der richtige Mann für sein Amt. Er verstand die Armen und sie hatten Zutrauen zu ihm. Was er für sie that, das that er nicht bloß aus Amtspflicht, sondern von ganzem Herzen, aus voller, edelster Menschenliebe. Es kam ihm nicht darauf an, mit einem Pack unter dem Arm die steilen Treppen zu den Wohnungen seiner Schützlinge hinaufzuklimmen oder die Leute persönlich an die Bahn zu geleiten. Seine eigenen warmen „Funken“, die er auf dem kalten Bureau im Schmiedenhof so gut hätte brauchen können, ein Weihnachtsgeschenk, gab er einem Bedürftigen. Die Stadt Basel nahm ihn ehrenvoll ins Bürgerrecht auf wegen seiner Verdienste um das Armenwesen. Daneben erteilte er Religionsunterricht am Gymnasium. Doch ist er ins Lehrfach in zu späten Jahren eingetreten, als daß er da noch den richtigen Kurs hätte finden können; er war zu leutselig und zu nachsichtig mit der übermütigen Jugend und schlug ihr Verständnis zu hoch an. Noch immer predigte er zur Aushilfe auf der Landschaft oder in Riehen, und wenn ihm die Seinigen die Anstrengung dabei vorhielten, versicherte er, es sei ihm eine Wohlthat.

Zu Anfang des Jahres 1877 hatte Breitenstein einen Lungenkatarrh. Er heilte nie recht, Breitenstein sah aus wie ein gebrochener Mann. Doch nahm er im März noch Teil an der Jubelfeier der Gemeinnützigen Gesellschaft und verfaßte alemannische Gedichtlein auf das fünfzigjährige Lehrerjubiläum seines Vaters, die dann durch Schüler vorgetragen wurden. Aber seine Mutter sah schärfer, es kam ihr vor, der Tod sitze ihm schon in den Augen. Und so war es. Im Mai packte ihn eine Lungenentzündung, urplötzlich und so vehement, daß kein Einhalt zu thun war. Am 23. Mai 1877 starb Jonas Breitenstein. Er konnte

sich zur Ruhe legen mit dem Bewußtsein, die Seinigen versorgt zurückzulassen. Die Teilnahme am Leichenbegängnis bewies, wie vielen er ans Herz gewachsen war. Feinde hinterließ er nicht.

Breitensteins hervorstechender Charakterzug war die Bescheidenheit. Die kolossale Last des Armensekretariates bewältigte er ganz allein, er brachte es nicht übers Herz, war zu ängstlich, Aushilfe zu verlangen. „Seine Bescheidenheit den Menschen gegenüber, sagt Pfarrer Tanner, war so groß, daß wir sie oft kleiner gewünscht hätten.“ Ähnlich spricht sich Ständerat Birmann aus: „Er war äußerst schüchtern; er brachte es nicht über sich, andern das Herz ganz zu öffnen, aus Furcht, damit beschwerlich zu fallen.“

Breitensteins Erzählungen reihen wir eine weitere basellandschaftliche Volkschrift an, die 1886 erschien unter dem Titel: „Lebensleid und Lebensfreud. Wie sich ein armer Knabe durch die Welt schlagen mußte. Bilder aus dem schweizerischen Volksleben. Ein Buch für Jung und Alt von C. Schneider. Zürich, Th. Schröters Verlag.“

Ein urwüchsiges, naives und wahres Büchlein! Einzelne Partien daraus, z. B. der Abendsitz beim Moggijörk, standen vorher als Feuilleton in den Basler Nachrichten. Der Verfasser lebt unseres Wissens jetzt noch, in hohem Alter. Seine Schulbildung war eine sehr mangelhafte, und dies giebt sich in manchem Stilfehler und überflüssigen Beschreibungen kund; schade, daß kein sorgsamer Berater korrigiert und drauflos gestrichen hat; wir hätten dann ein Volksbuch, das wir immer und immer wieder aufschlagen und mit reiner Freude lesen würden. Denn Lerneifer und aufgeweckten Geist hatte der Mann. Man merkt dem Büchlein an, daß es aus dem Leben heraus geschrieben ist, und der Bevormorter sagt mit Recht: Die Darstellung der herben und frohen Wirklichkeit ist und bleibt immer der spannendste Roman.

Viel ist die Rede von den Vorgängen der dreißiger Jahre. Wenn der damalige leidenschaftliche Ausbruch des Hasses gegen die Stadt unbegreiflich erscheint, dem giebt das, was der Verfasser über Erlebnisse von Großvater und Vater erzählt, den Schlüssel in die Hand. Es war weniger die „aristokratische“ Regierungsform, als die kleinliche und mißgünstige Art, wie regiert wurde, was der Revolution ihren bössartigen Charakter verliehen hat. — Gegen die Stadtbasler führt Übertreibung und sichtliches Übelwollen dem Landschäftler die Feder; es ist Karikatur, wenn in dem sonst so gelungenen Kapitel aus dem Posamenterleben der Stuhlläufer als „fein gekleideter Herr mit schön gewachsenen Stiefeln und einem Spazierstock“ auftritt.

Die besten Bilder, voll individueller Züge, sind die aus der Jugendzeit. Auch in Jeremias Gotthelfs Bauernspiegel ist das Jugendleben am farbigsten geraten. Das kommt wohl daher, daß der Mensch sich seiner Kindheit lebhafter erinnert als der Jünglings- und

Mannesjahre. So konsequent realistisch wie Gotthelf ist übrigens die Basler Dorfgeschichte nicht; sie sucht immer noch eine poetische oder sonstwie interessante Zugabe. In den erwähnten Kapiteln ist auch der Dialekt am meisten zu seinem Rechte gelangt. Der Dialekt ist da am Platze, wo Züge aus dem Volksleben der Gegenden geschildert werden, in denen er gesprochen wird; er ist an die Scholle gebunden. Wie schlecht hätte es sich ausgenommen, wenn die Reise durch den Urwald von Texas mit Baselbieter Ausdrücken geschildert würde; wogegen der Verfasser gut thut, indem er das Zusammentreffen mit der alten Posamentermagd Breneli, nach fünfzig Jahren, getreu in der Mundart wiedergibt. Die Mundart ist unter das Hochdeutsche eingestreut; hiefür hat sich der Verfasser offenbar Jeremias Gotthelf zum Muster genommen, z. B.: „Wie es ihn freue und wie er e Stolz heig, in d'Verwandtschaft vomene Schuelmeister z'cho.“ Diese Mischung ist erlaubt, insofern sie dazu dient, jemandes Sprechweise oder was ländlich-sittlich ist, lebhaft vor Augen zu führen. Wie es aber Leuten aus dem Volke geht, so gerät Schneider bisweilen unvermerkt in die Mundart hinein, wo sie keinen Zweck mehr hat: Fast hätten wir vor lauter Dampf die Gottebäsi nicht bemerkt, die vor dem Feuerherd stand und küchelte, wenn sie nicht gerufen hätte: „Rei aber der doch au, 's Vetter Schulmeisters Höme“, und der Thüre nicht einen Puff gegeben hätte, daß dieselbe auffuhr und Helle einließ. „Das isch brav, daß Dühr die Erste sit! Mir hätte's grüßli zürnt, wenn Dühr nit cho wäret; i wär ech miner Läbtig nümme ins Hus ine cho! Sit Gottwilche mitenander“ seit si no und git is d'Hand, die si vorher an ihrem wiße Chuchifürtuch abgewischt het, und isch mit is in d'Stuben ine cho.

Als dritten Schriftsteller Basellands nennen wir Wilhelm Senn. Geboren 12. Februar 1845 in Liestal, durchlebte er eine entbehrungsreiche Jugend. Er widmete sich aus eigenem Antrieb dem Lehrfache und galt am Seminar Wettingen für einen ebenso talentvollen als bescheidenen Jüngling. Nachdem er zunächst in Ramlinzburg und Gelterkinden Lehrer gewesen, wurde er 1870 nach Basel gewählt und wirkte seit 1875 bis zu seinem Tode, 22. August 1895, an der Mädchenschul- und Primarschule. Als Lehrer war er gewissenhaft, lebendig und klar. Ein genauer Kenner der Mundart und gewandt in der Handhabung des Schriftdeutschen, erzielte er durch beständige Vergleichung beider Idiome schöne Erfolge im Unterricht. Senn war ein aufrichtiger Charakter, ein treuer Freund, gefällig ohne sich vorzudrängen.

Die Neigung zur Poesie und den Sinn für die Schönheit der deutschen Sprache hatte sein Lieblingslehrer, Bezirkslehrer Scholz, in ihm geweckt. Wir besitzen von Senn ein ansprechendes Buch: „Heimat und Volk“, Basel 1884. Prosaaufsätze geschichtlichen Inhalts und Schilderungen aus dem Volksleben wechseln darin mit Gedichten in hochdeutscher Sprache und Baselbieter Mundart. Eine tiefe Anhänglichkeit an die Heimat leuchtet überall durch.

Senn ist von allen unsern Dichtern vielleicht derjenige, der am reinsten aus dem Denken und Fühlen des Volkes heraus dichtet, ohne deswegen einem rauen oder formlosen Stil zu verfallen. Ein gesunder Humor, eine kernhafte, schweizerische Gesinnung zeichnet ihn aus.

Die besten Sachen Senns sind die, welche bestimmte heimische Gebräuche und Vorkommnisse zum Gegenstande haben: Die Weinlese zu Liestal in früheren Jahrzehnten, Der Banntag; Wie der Chasperli anno 33 seinem Bruder das Leben gerettet hat. Seine Stärke liegt im Mundartlichen. Das Gedicht: „Die Mammut- und Renntierzeit“ rechnen wir zum Gelungensten der Dialektpoesie; man kann es geradezu Schöffelschen Produkten an die Seite stellen, obschon es nicht in burschikosem, sondern im derb-naiven Tone gehalten ist. Weniger gefällt uns das gewöhnlich citierte umfangreiche „Blüemli ussem Dornechthal“, eine in der Ritterzeit spielende Epopöe: Mittelalter und Neuzeit sind durcheinander gemischt.

Bei den Zusammenkünften des „Baselbieter Chränzli“ fehlte Senn nie; er hat eigens ein Lied dafür gedichtet: Vo Schönebuech bis Ammel, vom Belche bis an Rhi Lit frei und schön das Ländli, wo mir deheime sy — welches im zweiten Akt und bei den Ausflügen regelmäßig geungen wird. Und wenn er am schweizerischen Lehrertag mit einem Gedicht in der Hand auftrat, hieß es durch alle Reihen: Still, der Senn chunnt! — Bekannt ist auch sein Abschiedsgedicht an Oberst Frey, als dieser als Gesandter nach Washington ging; die „Waldenburger Bahn“ haben wir in geselligem Kreise recitieren hören u.

Senn hat später noch eine Schrift verfaßt: „Onkel Fritzens Testament“ (Leipzig 1889). Es ist seine eigene geistige Entwicklung, die er darin schildert und deren Abschluß er seinem Lehrer und väterlichen Freund August Scholz verdankt. Diesem — und ebenso dem Pfarrer Widmann und dem Seminardirektor Kettiger — hat Senn hier ein Denkmal rührender Pietät gesetzt. Das Büchlein ist eine Ausführung der Lessingschen Ideen über die geistige Vervollkommenung des Menschengeschlechts, es lehrt die Seelenwanderung.

Baselland besitzt keine höheren Schulen, das Volk hat nicht die Regsamkeit der Ostschweizer, und die Sorge ums tägliche Brot ist schöngeistigen Bestrebungen nicht förderlich. Trotzdem sind Breitenstein, Schneider und Senn nicht die einzigen Schriftsteller, die das Ländchen gezeugt hat. Eine Geschichte der gesamten litterarischen Thätigkeit müßte auch Ständerat Birmann, den schneidigen Kritiker J. B. Widmann und den geistreichen C. Spitteler behandeln. Widmann und Spitteler gehören der allgemeinen deutschen Litteratur an, wenngleich die Erinnerung an das Kleinleben der einstigen Heimat hin und wieder aus ihren Schilderungen hervorschimmert. Birmann ist ein Meister populärer, anschaulicher Geschichtsdarstellung. Er weiß sich in die Begebenheiten, die er schildert, mit ganzer Seele hineinzuversetzen. Von den studierten Landschäftlern unserer Tage war er vielleicht der

einzigste, der sich Mühe gab, einen urchigen Dialekt zu bewahren. „E Ma, wo nit gsolzen isch, dä isch kei Ma“, sagte er einmal. Er verstand noch, öffentlich in der Mundart zu reden und notabene das Volk mitzureißen, wie vor ihm Augustin Keller und Landammann Vigier. Weil sie sich volksmäßigen Gebahrens nicht schämten, blieben diese Staatsmänner auch Volksmänner.

Die treffendste Zeichnung vom Thun und Treiben und Reden der Basler — um nun wieder auf die Stadt zurückzukommen — verdanken wir einer Frau: **Emma Kron**, Bilder aus dem Basler Familienleben, in baseldeutschen Versen, 1867. Emma Kron war die Gattin von Dr. Karl Brenner. Sie war eine gecheite, etwas emancipierte Frau, dabei von vielem Gemüt, eine echte Dichternatur, bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt. Heinrich Leuthold, der sie als Student kennen gelernt hatte, nennt sie ein geistreiches, leidenschaftliches Weib. Sie freute sich, in die dunkle Nacht von Leutholds Leben einen Augenblick des Lichtes verbreitet zu haben; vor ihrer nächsten Umgebung hielt sie sich dagegen verschlossen.

Die „Bilder“ sind offenbar unter dem Eindruck der Breitensteinschen Idyllen entstanden. Nicht die Geschichte als Ganzes ist von Wert — dazu ist sie zu wenig einheitlich, zu sprunghaft — aber die einzelnen Scenen sind echt baslerisch; über die humoristischen Redewendungen der Mundart und die alten Baslerwörter verfügt Emma Kron wie kein zweiter unserer städtischen Autoren. Die Bilder sind aus der voreisenbahnlichen Zeit der vierziger und fünfziger Jahre gegriffen und haben nicht die Handwerker, sondern unsern eigentlichen Mittelstand, den Kaufmannsstand, zum Vornurf. Das Buch ist wirklich kurzweilig; es heimelt uns an, wie es zu unserer Väter und Großväter Zeiten menschlich zueging, ganz wie heutzutage. Die Verfasserin bewegt sich frei und hat überall, wo das weibliche Geschlecht hineinspielt, scharf beobachtet. In den Heiratsangelegenheiten verrät sie intime Kenntnis. Die Bilder scheinen sogar Staub aufgeworfen zu haben, da verschiedene Persönlichkeiten sich porträtiert glaubten; das Buch, urteilten diese, habe es darauf angelegt, „allerhand ungattigi Sache z’sage“. „Wenn d’Persone naturgetreu zeichnet sind, so hätt das Buech wenigstes ei gueti Eigenschaft, denn was d’Vers abelangt, so sait mi Schwoger, der Professor, die sage wirklich zue schlecht“. (Einleitung.)

Noch eine baseldeutsche schreibende Frau sei hier erwähnt: Elisabeth Hezel-Hezel, „Haimelig“, Basel 1885. Es sind eine Anzahl Skizzen und Geschichten in Prosa, die zum Teil früher im Feuilleton der Basler Nachrichten erschienen. Als Kind schon machte die Verfasserin gern Geschichten für ihre kleinen Geschwister und noch erinnert sie sich an das Entzücken, mit dem sie das Lied lernte: Ich echt do obe Bauele feil. Zum Schreiben wurde sie durch den persönlich befreundeten Sohn Wilhelm Wackernagels, Dr.

J. G. Wackernagel, Redaktor der Basler Nachrichten, veranlaßt. Sie that es nächtlicher Weile, denn ihrem Manne galt es als brotlose Kunst. Dr. Wackernagel zeigte ihr, wie man das Manuskript umarbeiten müsse, bis es frei von hochdeutschen Wendungen war. „Die Mundart, äußert sich Frau Hegel, mag wohl für kleinere Stoffe passen, die den lokalen Rahmen nicht überschreiten; die alte Basler Sprache hat einen warmen Gemütston; der Humor wirkt naiver; sie ist auch eine geschickte Zeichnerin für Originalitäten.“ — Die alte Wahrnehmung, daß die Frauen die Sprache reiner bewahren, bestätigt sich auch an Frau Hegel. An Witz und an Popularität der Erfindung kann sie sich mit den bekannten Dialektfeuilletons des „Volksfreunds“ (der jetzigen „National-Zeitung“) allerdings nicht messen.

Jakob Probst, jetzt Pfarrer in Horgen am Zürichsee, hat zwar nur ein kleines Büchlein „Landsfrieden“ 1876 veröffentlicht, aber die fünfzig Gedichte darin haben den Vorzug der Frische und Kürze. Die Verse sind durch ihre Einfachheit wirkungsvoll, der Ton innig und warm. Als ein fahrender Schüler zieht Probst durch die Lande, er genießt die Gastfreundschaft der Burgherren, singt um Minne und nimmt Teil am frohen Gelage.

Tragen die hochdeutschen Gedichte den Typus des mittelalterlichen Studentenliedes, so tritt in den baseldeutschen ein etwas anderer Charakter zu Tage. Diese haben mit Recht ein spezifisch baslerisches Kolorit: der Rhein, das Münster, das Rathaus sind ihre Wahrzeichen. Die sinnige und zutrauliche Vermenschlichung der Natur bringt diesen Dichter Hebel nahe, so Der Obestern, Der Winterma. Auch darin bekundet sich etwas Heimeliges, daß er lieber die Behaglichkeit des Winters beschreibt als die Freuden der andern Jahreszeiten. Wir halten die baseldeutschen Gedichte Probsts für die besten ihrer Art.

„Ich habe, schreibt Pfarrer Probst, schon früh in Reimen gedacht, dann aber namentlich als Zosinger und während der ersten zehn Jahre des Pfarramtes viele Verse gemacht. Neben Hebel hatte namentlich Scheffel großen Einfluß auf mein Empfinden und Gestalten. Ich habe anno 68 einmal vom Grenzacher Hörnli aus ein Huldigungslied an Scheffel abgehen lassen; darauf kam eine freundliche Einladung nach Karlsruhe; der habe ich im Winter 69/70 Folge geleistet und bin durch Scheffel in ein Poetenfränzchen eingeführt worden. Ich habe schöne Erinnerungen an Scheffel, habe auch später einige Briefe mit ihm wechseln dürfen. — Wir waren anfangs der siebziger Jahre ein kleiner Kreis von Versifexen und haben einander gegenseitig das Herz ausgefungen. Der kleine Bund hieß Dudelsack; es waren als Pfeifer dabei: Salis, Ferd. Vetter, Herm. Löhnert, Ed. Preiswerk 2c. Alle Monate schickte mir jeder seine neuesten Musenfunder zu und ich brachte die Stücke in Umlauf unter den Freunden. Da wurde dann weidlich Kritik geübt. Wir hatten Dudelsacktage auf Bechburg, in Balsthal, auf Homberg im Läuferfingerthal; fröhliche Meisterfingereien, die als solche mehr poetischen Wert hatten als die Lieder selbst, die gesungen wurden.“

„Tendenzen verfolgte ich mit meinen Gedichten nicht, wenn nicht gerade die Pflege der Mundart als eine Tendenz zu bezeichnen ist. Unsere Basler Mundart hat eigentlich einen kleinen Horizont und dient dem leichten Liebeston, dem heimeligen Stadtklatsch und einer gewissen elegischen Stimmung am besten. Wo's Ernst gilt, müssen wir hochdeutsch dichten. Das baseldeutsche Liebeslied wird immer sehr züchtig sein; man darf den Schmutz nicht auf die Lippen der Liebsten drücken — Lippen hat der Basler von altem Schrot und Korn ja nicht. Der Basler Geist ist im Grunde esprit moqueur, drum läßt sich baseldeutsch trefflich spassen und höhnen.“

Von Töchtern wird in engem Kreise jetzt noch gern aufgeführt: „D'Raffivisite. Ein Gedicht in Basler Mundart, für Frauen. Basel 1865.“ Es ist kurz und der Dialog wechselt rasch. Der Verfasser ist Rudolf Kelterborn, bekannt als Humorist und durch Reisebilder. Seine größern Sachen sind übrigens hochdeutsch; die Mundart hat er nur für momentane Zwecke, lokale Scherze, verwendet. Wilh. Wackernagel und Balthasar Reber, seine Lehrer, begünstigten seine Anfänge im Schriftstellern; später stand er in Beziehungen mit Gottfried Kinkel, Gottfried Keller, Alfred Hartmann, J. B. Widmann. Vor allen aber hat ihn Jakob Frei ermuntert, an die Öffentlichkeit zu treten. Den größten Eindruck als Dichter machten Hebel und Uhland auf Kelterborn, zwar nicht die Balladen, aber die Naturschilderungen, und wirklich hat Kelterborns Poesie einen vorwiegend beschaulichen Charakter. Am weitesten sind seine Sinnsprüche hingedrungen.

Unter den Pseudonymen „Ludwig in der Sieburg“ und „Basler Beppi am Rhipprung“ hat der 1891 verstorbene Bibliothekar Dr. Ludwig Sieber jeweilen am Neujahr seinen Freunden folgende Schriftchen zugehen lassen: 1) Der Fischraigel, e baselditsch Jagdgschichtli, 1872; 2) S' Liebeserame, e lustig Hirotsgschichtli, 1873; 3) Der Kasper vo Vinze, e haimelig Gschichtli, 1874; 4) Jagd, Raub und Krieg, drei lustigi Gschichtli, 1875. Diese Heftchen erschienen seinerzeit nicht im Buchhandel, sind aber in der bekannten Sammlung „Schwizerdütsch“ von Sutermeister wieder abgedruckt. Es sind bairische oder österreichische Stücklein des Franz von Kobell und Johann Gabriel Seidl, ins Baseldeutsche übertragen, und der Schauplatz ist ins Baselbiet oder ins nahegelegene Badische verlegt. Sprachlich bedeuten sie die von des Gedankens Blässe angekränkelte Mundart, ein Baseldeutsch, welches man Wort für Wort ins Hochdeutsche übersetzen kann.

* * *

Wir stehen am Schlusse unserer Rundschau. Über die Schriftsteller und Dichter vom Tage zu urteilen, ist hier nicht der Ort. Ferne sei es aber von uns, die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu vergrößern. Wir wollen nicht post festum ein „rauracisches

Athen“ in Umlauf bringen. Einem Gottfried Keller und einem Conrad Ferdinand Meyer hat Basel nichts an die Seite zu stellen. Wir besitzen auch keinen Dichter von der hinreißenden Begeisterung eines Heinrich Leuthold oder von dem schweren Pathos eines Dramor oder einen Epiker von der elementaren Wucht eines Jeremias Gotthelf. Basels Dichter haben nie in den Borderreihen weltbewegender Denker gestanden; sie lieben die behagliche Häuslichkeit, und die Zeitereignisse berühren sie nur wenig. Sie sind die Epigonen Hebels. — Vor den zahlreichen Mundartdichtern des benachbarten Elsaß haben die unsrigen die höhere Bildung voraus; das Spießbürgerliche im Inhalt und in der Sprache tritt nicht so stark hervor. In Hinsicht auf die Reinheit des Dialektes ist dies vielleicht ein Nachteil. Aber auch abgesehen hievon glauben wir, daß die urwüchsige Handhabung der Mundart, wie wir sie bei dem Solothurner Joseph Joachim und dem Schwyzer Meinrad Lienert noch finden, bei uns jetzt ein Ding der Unmöglichkeit ist. Schon 1828 spricht sich Karl Rudolf Hagenbach dahin aus, daß sich die alte Baslersprache unter dem Einfluß der Zeit und besonders der Schulbildung geändert und in Ausdrücken sowohl als Beugungen und Wendungen dem Schriftdeutschen genähert habe. Als damals bereits veraltet bezeichnet er: Fagenezli, Kollaium, Gnod, flor, Wose (Waffen), Umbeise, Thron (Thräne). Hindermann schreibt noch „zwanzig“, Meyer-Merian Wiehnächt, Blätt. — Emma Kron sagt 1867: „Die jetzige jüngere Generation spricht, im ganzen genommen, nicht mehr jenes alte breite Baselditsch, das man vor Zeiten gewohnt war zu hören.“ Ebenso heißt es bei Elisabeth Hegel 1885: „Sage doch alli Lit, die ächti Baslerproch sig fast verlore gange, si haig sich in die stille Hyjer verschlosse, wo alti Chlitli oder Gschwisterti absits vo der Welt mitenander huse, und für dene zuezlosen und enen ihri altvätterische Reden abzlustere, mießt ais können in e Muslöchli schließ.“

Die Ursachen dieses Aufsaugungsprozesses sind kurzgefaßt: die Schulen, die Zeitungen und die Eisenbahnen. Die Einwirkung des allgemein schweizerischen Dialektes ist zwar weitaus geringer, als man im Hinblick auf die große Zahl der schweizerischen Niedergelassenen vermuten möchte. Es kommt etwa vor, daß junge Leute „schön“ sagen und „Fründ“ anstatt „scheen“ und „Frind“. In den alten Basler Familien wird aber dieser Vermengung mit Erfolg entgegengearbeitet. In unsern höhern Schulen begnügt man sich schon nicht mehr damit, die reine Aussprache von st und sp und das weiche ch durchgesetzt zu haben; es giebt welche, die das Hochdeutsche so sprechen, daß man ihnen den Schweizer nicht mehr anmerkt. Vor zwanzig Jahren war das Wort „Anfen“ z. B. bei Aufschriften an Läden gäng und gäbe; jetzt kann man in den Zeitungen sogar Wörter lesen wie mögeln, Sonnabend. Die ältere Lehrergeneration — wir reden von der Mittelstufe — nahm nicht nur die Antworten der Schüler in der Mundart entgegen, und zwar bis in die obern Klassen, sondern stellte auch die Fragen meist in der Mundart. Diese alte Garde starb

mitte der siebziger Jahre aus, und seitdem herrscht in der Schulstube und oft über sie hinaus das Hochdeutsche, teils weil dies für die vielen Lehrer, die andern Mundarten entstammen, eine Notwendigkeit ist, teils weil man glaubt, daß durch die Vermeidung der Alltagssprache die Autorität des Lehrers gehoben werde und der Lehrstoff von der Hinabziehung ins Profane bewahrt bleibe — aber auch aus dem allgemein anerkannten Grunde, daß der internationale Verkehr die mündliche Handhabung der deutschen Schriftsprache in immer steigendem Maße erfordert. Die Kinder singen beim Spiel jetzt meist hochdeutsche Verse und Liedchen. — Die Geistlichkeit teilt den Standpunkt der Lehrerschaft nicht ganz; sie hat für die Kinderlehre in Pfarrhaus und Kirche Beibehaltung der Mundart beschlossen, da es ihr vor allem auf ein herzliches Verhältnis zur Jugend ankommt, und die Mundart, weil sie von Reich und Arm, Gelehrten und Ungelehrten gesprochen wird, noch nicht der Verrohung anheimgefallen ist. Der verstorbene Professor Bernhard Riggerbach erzählte uns 1893 von einem Pfarrkonvent, wo alles, vom Antistes bis zum Zuchthauspfarrer, baseldeutsch zuing, ohne daß darum der Ernst und der Gehalt der Verhandlungen gelitten hätten. „Im Gegenteil, da man wegen des Dialekts gezwungen war, gewisse Schlagwörter zu meiden, kam man um so eher auf den Grund der Sache.“ — Wissenschaftliche Erörterungen in der Mundart fördern freilich ein Kauderwelsch zu Tage: die Laute mögen mundartlich sein, aber die technischen Ausdrücke, die Satzverbindungen sind es nicht, können es nicht sein. Dies und die Rücksicht auf die anwesenden Deutschen ist der Grund, warum in den Diskussionen unserer gelehrten Gesellschaften das Hochdeutsche vorgezogen wird. Bei Vereinsverhandlungen läßt sich übrigens beobachten, daß die Ostschweizer sich mehr der Schriftsprache bedienen, während Berner und Basler noch eher den Dialekt zu gebrauchen wissen.

Im Großen Rat wird selten mehr die Mundart gehört. Konsequent und echt baselerisch sprachen in den achtziger Jahren noch die jetzt verstorbenen Veteranen Oberst Bachofen und Hauptmann Müller. Beider Stärke lag zwar nicht in ihren oratorischen Leistungen. Eine geordnete Rede im Dialekt zu halten, ist, weil die Sprache des täglichen Lebens eine Periodengliederung nicht kennt, weit schwerer als in der hiefür präparierten Büchersprache. Ratsherr Christ, Mitglied der 1875 abtretenden Regierung, konnte es noch, seine Reden waren inhaltlich und auch im Ausdruck durchaus mundartlich und populär. — Vor Gericht soll Staatsanwalt Dr. J. J. Burckhardt der erste gewesen sein, der hochdeutsch plädierte (ende der sechziger Jahre); der frühere „Fiskal“ sprach stets baseldeutsch. Auch die Vorträge der Advokaten geschehen jetzt auf hochdeutsch, außer etwa bei Bagatellsachen. Dagegen stellt der Richter seine Fragen in der Mundart, sofern die vor ihm Stehenden nicht Fremde sind.

Auf der Landschaft sind die Lehrer seit mehreren Jahren angewiesen, als Schulsprache nur das Hochdeutsche zu gebrauchen, und zwar wie in der Stadt vom dritten Schul-

jahr an, damit die Kinder durch das Hochdeutschsprechen sich auch im schriftlichen Ausdruck befestigen, umsomehr da zu Hause doch Dialekt gesprochen werde. Auch einzelne Pfarrer haben, um die Arbeit der Schule nicht zu durchkreuzen, diesen Brauch angenommen. „Atti“ und „Ränni“ sagt auch das Landvolk jetzt nicht mehr. In Binningen und Birsfelden beginnt das mundartliche „numme“ durch das modern-städtische „nur“ verdrängt zu werden, und die Wirte in Muttenz reden ihren Gästen aus der Stadt nicht mehr von „Chees“, sondern von „Käs“, weil sie wegen der landschaftlichen Aussprache ausgelacht zu werden fürchten. Es giebt Bauernmädchen, die, um sich vor Städtern wichtig zu machen, es über-treiben und „Butter“ sagen statt „Anken“.

Zu Hause und überhaupt im mündlichen Verkehr wird heute noch, und zwar auch in der Stadt und in allen Schichten der Bevölkerung, nur Dialekt gesprochen. Der Deutschschweizer, der nicht schweizerdeutsch redet, ist kein rechter Schweizer. Sogar mit Tieferstehenden, die aus einem völlig andern Dialektgebiet stammen, z. B. mit Handwerkern aus Mittel- oder Norddeutschland, nimmt man sich nicht die Mühe, das Hochdeutsche hervorzuholen. Doch ist es eine bemerkenswerte Thatsache, daß solche unsern Dialekt bald verstehen und auch sprechen lernen — alle Mundarten haben eben etwas Gemeinsames. Dagegen sind die von Anfang an in der Schriftsprache erzogenen Deutschen von höherer Bildung auch unserer Mundart in der Regel unzugänglich.

Ein Gelehrter aus einer Provinz, wo deutsch ohne Einschränkung gleichbedeutend ist mit Schriftdeutsch, sagte uns: Als er die Berufung nach Basel erhalten, habe er sich bei einem Kollegen, der früher hier war, über die hiesigen Lebensverhältnisse erkundigt; dieser habe ihm über alles Mögliche Aufschluß erteilt, aber die Hauptsache habe er ihm nicht gesagt, nämlich daß man hier nicht Schriftdeutsch, sondern Dialekt spreche. „Das ist gerade das Hauptcharacteristicum der Schweiz, ohne welches ich mich nicht in fremdem Lande fühlen würde. Prinzipiell habe ich gegen den Dialekt nichts einzuwenden; ich erkenne an, daß derselbe etwas zum Herzen Sprechendes hat, und daß die Leute sich darin natürlicher auszudrücken wissen; aber gegenüber dem Ausländer bedeutet er eine Scheidemauer, sodaß dieser vom Schweizer mehr oder weniger abgesperrt ist.“

Von Handelsleuten und Industriellen, die sonst ganz geläufig ein gutes Deutsch schreiben, haben wir oft versichern hören, sie zögen für die Konversation, wenn sie nicht schweizerdeutsch sein könne, das Französische dem Hochdeutschen vor, weil sie bei letzterm die gleichen Wörter ganz anders aussprechen müßten, wofür unser Redewerk nicht eingeölt ist, und weil sie sich nicht durch unwillkürliche Provinzialismen blamieren wollten. Den Tonfall und das leichte Sprechen des Norddeutschen, seine Schnelligkeit, brächten sie ohnehin nie fertig und setzten sich infolgedessen in Nachteil. — Bei der seit einem Vierteljahrhundert aufgewachsenen Generation hat sich jenes Verhältnis nun aber durchaus geändert, aus

mehrfachen Gründen. Einer davon ist das mit der Unwiderstehlichkeit eines Naturprozesses sich vollziehende Einfließen von Wörtern und Ausdrücken der Büchersprache in die Mundart. Auch an der Sprache geht die allgemeine, wir möchten fast sagen zum Bedürfnis werdende Centralisation nicht spurlos vorüber. Als vor bald zwanzig Jahren der originelle Gymnasial-Lehrer Rudolf Burckhardt einmal nach dem Austeilen der Zeugnisse bemerkte: Zimmis bringen er si umme! soll von der ganzen Klasse nur noch ein einziger das Wort „Zimmis“ (nachmittags) verstanden haben. Es redet jetzt auch kein Lehrer und kein Kind mehr von einem „Zygnuß“. Bei dem enormen Anwachsen der Stadt, wo ein Bauernhof, eine Wiese, ein Acker, ein Baumgarten nach dem andern vom Häusermeere verschlungen wird, kennen die Kinder die Pflanzen und Tiere bald nur noch durch die Vermittlung des Lehrers und aus dem Buch und benennen sie natürlich auch darnach: Schmetterling, Biene, Ziege statt Summervogel, Imme, Geiß; aus dem sehnigen Leu ist ein fader „Löwe“ geworden. Dr. Sieber schreibt „Hirsch“; früher sagte man „Hirz“. Sogar „Kirsche“ haben wir als Marktruf vernommen. „Bluest“ ist ganz zurückgedrängt von „Blüete“. Gesprächsweise haben wir noch gehört: Kartoffle, Kastaniebaum, Nelke, Sahne; bläulich, violett. Ein Binggis — pardon, Knirps jetzt — sagte Duged für Dohed, zerryffe für verryffe. Beim Schlitteln warnte man vor Zeiten mit dem Ruf: Schellehaup! — jetzt heißt es wie auf dem Turn- und Exercierplatz: Achtung!

Die Jahrhunderte hindurch mit wunderbarer Genauigkeit festgehaltene Unterscheidung zwee — zwo — zwei ist nahezu der Vergessenheit anheimgefallen. Unsere jungen Leute gehen nicht mehr „an Baal“, sondern „an Ball“. Der Vater benötigt noch die „Handzwehede“, der Sohn das „Handtuch“. — „Bryggum“ ist veraltet, und „Witwer“ und „Witwe“ kommen neben „Wittlig“ und „Wittfrau“ auf. Wer sich ein Mir geben will, nennt den Eheherrn „der Mann“, nicht „der Ma“, und fragt die Kinder nicht nach der „Mueter“, sondern nach der „Mutter“. Die Ladentöchter sagen zum Kunden „danke bestens“, „bitte sehr“. Sogar von Leuten im mittleren Mannesalter kann man hören: I bi nach Bern greist, er wohnt in Züri; das gueti Effe statt: das guet Effe. Und gerade unter die kleinen Redeteile, die Wörtchen, die jeden Augenblick vorkommen, hat sich viel Schriftdeutsches eingeschlichen; wir notieren von der Straße und vom Wirtstisch: anders, besonders, bevor, dann, deshalb, dieser — dieß — dieses, etwas, ferner, jemand, immer, nachdem, namens, nametlig, nun, oft, plötzlich, schließlich, sehr, sofort („I chum sofort mit“ hörten wir Apr. 93 von einer ungebildeten Frau!), sondern, sozusage, täglich, ußerordentlich, wahrli, wozue.

Die Mundart, davon sind wir überzeugt, wird sich noch lange halten, aber es wird ein Mischmasch sein ohne Saft und Kraft; ihr Idiotikon, d. h. das Verzeichnis ihrer merkwürdigen und altertümlichen Wörter und Redensarten, wird auf wenige Seiten zusammen-

gehen. Die mundartliche Schriftstellerei hat ihren Höhepunkt längst hinter sich. Die Dialekt-
poeſie wird, als eine eigentümliche Litteraturgattung des neunzehnten Jahrhunderts, im
zwanzigſten der Geſchichte angehören.

Verzeichnis der Litteratur in der Basler Mundart und über die Basler Mundart.

- Hebel's Alemannische Gedichte, herausgegeben und erläutert von Dr. Ernst Götzinger. Aarau 1873.
Hebel's Werke. Erster Teil: Alemannische Gedichte, herausgegeben von D. Behaghel. Stuttgart, Spe-
mann.
-
- Hagenbach, R. R. Gedichte. Basel 1843. — II. Aufl. 1863. 2 Bände.
— Geigyſches Familienbuch. Lieder und Sprüche in Freud und Leid. Basel 1863.
Burckhardt, Abel. Kinderlieder. Eine Weihnachtsgabe für die Kinder und Mütter der Heimat.
Basel 1845.
C Hämpfeli Lieder. Basel 1853.
Hindermann, Philipp. Humor und Ernst. I. Bändchen 1856, II. 1861, III. 1866, IV. 1886.
(Basel, Geering.)
Mähly, Jakob. Rhigmurmeln. Gedichte in Basler Mundart. Basel 1856. — II. Aufl. 1862.
Baslerische Kinder- und Volksreime, aus der mündlichen Überlieferung gesammelt (von Albert
Brenner). Basel 1857.
Meyer-Merian, Th. Wintermäheli. Basel 1857.
— Us der Heimet. Ein neues Büscheli Wintermäheli. Basel 1860.
Breitenstein, Jonas. Der Her Ehrli. Ein Idyll aus Basel und dem Baslerbiet in alemannischer
Mundart. Basel 1863. — II. Ausgabe. Liestal 1894.
— S'Breneli us der Bluemmatt. Ein Idyll aus dem Baslerbiet in alemannischer Mundart. Basel 1864.
Kelterborn, Rudolf. D'Raffivisite. Ein Gedicht in Basler Mundart, für Frauen. Basel 1865.
— Die gestörte Kaffeewisite. Schwank in Basler Mundart. Basel 1874.
Kron, Emma. Bilder aus dem Basler Familienleben, in baseldeutschen Versen. Basel 1867.
Basilea poetica. Basel 1874. (Geering.)
Müller, Marie. Kinderlieder für Schule und Haus. Basel 1875. — II. Aufl. 1885.
Probst, Jakob. Landfrieden. Fünfzig Gedichte. Basel 1876.
Gottwilde! Alemannische Klänge aus Stadt und Landschaft Basel. Für Freunde der Mundart aus-
gewählt von G. A. Seiler. Liestal 1879.
Senn, Wilh. Heimat und Volk, in Poesie und Prosa. Basel 1884.
Hegel, Elisabeth. Haimelig. Basel 1885.
Amstein, Fritz. E verunglückti Meßpartie. Basler Lokalposse in einem Akt. Basel 1885.
Schneider, C. Lebensleid und Lebensfreud. Wie sich ein armer Knabe durch die Welt schlagen mußte.
Bilder aus dem schweizerischen Volksleben. Ein Buch für Jung und Alt. Zürich 1886.

Schwizer=Dütsch. Gesammelt und herausgegeben von D. Sutermeister. Zürich, Drell Füßli & Cie.

Aus dem Kanton Basel: Heft 2, 9, 13, 23 u. 24.

Jugendthorheit. Gedichte zweier Freunde. II. Aufl. Basel 1891. (Verfasser der Gedichte in der Mundart ist Albert Geßler.)

Geßler, Albert. Lyrische Gedichte aus Basel. Im Basler Jahrbuch 1895.

Rüßfeler, Albertine. Smietlige Wöhrhet. Humoristische Gedichte in Basler Mundart. Basel 1893.

Baselbüttschi Gschichten und Versli fir unsri Schnoke. Basel 1894. (Geering.)

Seiler, G. A. Die Basler Mundart. Ein Wörterbuch für Schule und Haus. Basel 1879.

Socin, Adolf. Johann Jakob Spreng's Idioticon Rauracum. Bonn 1888.

Heußler, Andreas. Der alemanische Consonantismus in der Mundart von Baselstadt. Straßburg 1888.

Binz, Gustav. Zur Syntag der Baselsstädtischen Mundart. Stuttgart 1888.

Geßler, Albert. Beiträge zur Geschichte der Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Basel.
Basel 1888.

Hoffmann, Eduard. Der mundartliche Vokalismus von Basel-Stadt. Basel 1890.

Vergleichende Übersicht der Mundarten von Basel und der Umgebung.

Schriftdeutsch	Baselland	Stadt Basel	Sebel (Wiesenthal)	Markgrafen- land (Rebland)	Sundgau (Blosheim)	Mülhausen
fennen, das Maß	chenne, Mäs	fenne, Mäs	chenne, Mäs	chänne, Mees	fenne, Mäs	fenne, Mäs
seht, zehn, geben	seehnt, zäh, gee	seehnd, zäh, gä	seehnt, zeeh, gee	fähn, zeeh, gee	fähnt, zeeh, gä	fähn, zeeh, gä
schwer, Käse	schweer, Chees	schwär, Käs	schweer, Chees	schweer, Chäs	schwär, Chees	schwär, Käs
möchte, schön	möcht, schön	mecht, scheen	möcht, schön	möcht, schen	mecht, scheen	mecht, scheen
über, grün	über, grüen	iber, grien	über, grüen	über, grüen	iber, grien	iver, grien
Feuer, scheu, Zeug	Fiür, schüüch, Züüg	Fiir, schiich, Züig	Fiür, schüüch, Züüg	Fiir, schiich, Züig	Fiir, schiich, Züig	Fiir, schiich, Züig
Leute, Kreuz, seufzen	Lütt, Chrüts, süßzge	Lytt, Gryts, süßzge	Lütt, Chrüts, süßzge	Lytt, Chryts, süßzge	Lytt, Chryts, süßzge	Lytt, Gryts, süßzge
neu, Teufel, tausend	ney, Tüfel, tufig	ney, Teifel, deufig	neu, Teufel, taufig	neu, Teufel, taufig	ney, Teifel, döfig	ney, Teifel, doifig
Meister, Frau	Mäister, Frau	Maister, Frau	Mäister, Frau	Mäister, Frau	Mäister, Fröi	Mäister, Fröi
Freude, Bäume	Freud (Fraid), Beum (Baim)	Fraid, Baim	Freud, Beum	Fraid, Baim	Fraid, Baim	Fraid, Baim
früh, ruhig	früeh, rueihig	frieih, rueihig	früeh, rüehig	früeh, rüehig	frieih, rüehig	frieih, rüehig
Kirche, Kind, Kram	Chilche (Chille), Chind, Chrom	Kirche, Kind, Grom	Chilche, Chind, Chrom	Chilche, Chind, Chrom	Chilche, Chinn, Chrom	Kirche, Kind, Grom
Berg, Acker	Berch, Acher	Bergg, Agger	Berch, Agger	Berch, Agger	Berch, Agger	Bergg, Agger
Stechen, Bock	Stäcke, Bock	Stägge, Bogg	Stägge, Bogg	Stägge, Bogg	Stägge, Pogg	Stägge, Bogg
ich lebe, leben	i läb, läbe	i läb, läbe	i läb, läbe	i läb, läbe	i läbb, läbe	i läbb, läwe
Haus, Häuser	Huus, Hüüser	Huus, Hüiser	Huus, Hüüser	Huus, Hüüser	Hüß, Hüiser	Hüß, Hüiser
Lage, schlafen	Doope, schloeffe	Doope, schloeffe	Doope, schlooffe	Doobe, schlooffe	Doobe, schlooffe	Doobe, schlooffe
roter, grüßen, groß	rote, grüesse, groß	rote, griesse, groß	rote, grüesse, groß	roder, grüese, gros	rode, grieve, gros	roder, grieve, gros
denken	denfche	dengge	dengge	dennge	dennge	dennge
gefällt	gfallt	gfallt	gfallt	gfald	gfald	gfald
unter	under	under	under	under	unger	under
du kannst	du chaafsch	de kaafsch	de chaafsch	de chaafsch	de chaafsch	de kaafsch
Fenster	Fäister	Fenster	Fenster	Fenster	Fäister	Fenster
finster	feister	finster	finster	finster	feister	finster
Kunst	Chouft	Kunst	Chunft	Chunft	Chöift od. Chunft	Kunst

Schriftdeutsch	Baselstadt	Stadt Basel	Sebel (Wiesenthal)	Markgrafen- land (Nebland)	Sundgau (Blosheim)	Mülhausen
fünf	feuf	fünf	fünf (feuf)	fünf	feif	fünf
ich gebe, fenne, danke, traue	i gibe, i chenne, i dancke, i troue	i gib, i fenn, i dangg, i trau	i gib, i chenn, i dangg, i trau	i gib, i chänn, i dangg, i trau	i gibb, i fenn, i dangg, i dröi	i gibb, i fenn, i dangg, i dröi
ihr bringet, ihr macht, ihr lebt, ihr könnet	der bringed, mached, läbed, chönned	er bringe, mache, läbe, fennete	der bringet, machet, läbet, chönnet	er bringe, mache, läbe, chönnede	der bringet, machet, läbet, chönnedet	er bringe, mache, läwe, fennede
wir find, haben, wollen	mer fy, mer häi, mer wäi	mer find, händ, wänd od. fynn, hänn, wänn	mer fynn, mer hänn, mer wänn	mer fynn, mer hänn, mer wänn	mer fynn, mer häi, mer wäi	mer fynn, mer hänn, mer wänn
if r seid, habt, wollt	der fyt, der häit, der wäit	er find, händ, wänd od. fynn, hänn, wänn	der find, der hänt, der wänt od. fynn, hänn, wänn	er fynn, er hänn, er wänn	der fynn, der häit, der wäit	er fynn, er hänn, er wänn
sie find, haben, wollen	fi fy, fi häi, fi wäi	fi find, händ, wänd od. fynn, hänn, wänn	fi fynn, fi hänn, fi wänn	fi fynn, fi hänn, fi wänn	fi fynn, fi häi, fi wäi	fi fynn, fi hänn, fi wänn
er sei	er fyg	er fyg	er feig	er feig	er feig	er sei
ich habe, du hast, er hat	i ha, de heich, er het	i ha, de heich, er het	i ha, de heich, er het	i ha, de heich, er het	i ha, de heich, er het	i ha, de heich, er hat
ihr laßt, sie lassen	der löut, fi löije	er leend, fi leend — od. leen	der löhut (löhn), fi löhn	er leen, fi leen	der leent, fi leen	er leen, fi leen
er lasse	er löi	er loß	er löß	er löß	er loß	—
er schlägt, sie schlagen	er schloht, fi schlöije	er schloht, fi schleend od. schleen	er schlacht, fi schlöhn	er schlächt, fi schlöhn	er schloht, fi schleh	er schläht, fi schlage
ihr gebt, sie geben	der gänt (gäbed), fi gäbe	er gänt, fi gänt — od. gänn	der gänt (gänn), fi gänn	er gänn, fi gänn	der gänt, fi gänn	er gänn, fi gänn
ihr seht, sie sehen	der gseeht (gseejed), fi gseeje	er gseeht, fi gseeht — od. gseeht	der seeht (seeht), fi seeht	er sähn, fi sähn	der säht, fi säht	er säht, fi säht
ihr zieht, sie ziehen	der zieht, fi ziehe	er zieht, fi zieht — od. zieht	der zieht (zieht), fi zieht	er zieht, fi zieht	der zieht, fi zieht	er zieht, fi zieht
er legt, gelegt	läit, gläit	legt, glegt	läit, gläit	läit, gläit	läit, gläit od. legt, glegt	legt, glegt
er geht, ihr geht, sie gehen	er geht, der ganged (gönged), fi gange (gönge)	er goht, er gehnt, fi gehnt — od. gehnt	er goht, der göht (göht), fi göht	er goht, er gehnt, fi gehnt	er goht, der gehnt, fi gehnt	er geht, er gehnt, fi gehnt
er steht, ihr steht, sie stehen	er stoht, der standed (stönbed), fi stonde (stönbe)	er stoht, er stehnt, fi stehnt — od. stehnt	er stoht, der stöht (stöht), fi stöht	er stoht, er stehnt, fi stehnt	er stoht, der stehnt, fi stehnt	er steht, er stehnt, fi stehnt
ihr thut, sie thun	der thüet, fi thüje	er diend, fi diend — od. dien	der thüent (thüent), fi thüent	er thien, fi thien	der dient, fi dien	er dien, fi dien

Schriſtdeutſch	Baselland	Stadt Baſel	Sebel (Wieſenthal)	Markgrafen- land (Rebſand)	Sundgau (Blokheim)	Mülhauſen
er thue	er thüei	er dieg (dienſ)	er thüei	er thieg	—	—
ihr müßt, ſie müſſen	der müeſed, ſi müeſe	er miend, ſi miend — od. mien	der müent (müen), ſi müen	er müen, ſi müen	der mient, ſi mien	er mien, ſe mien
ihr ſollet	der ſelled	er ſolle	der ſollet	er ſolle	der ſollet	er ſolle
eſ ſollte	eſ ſett	eſ ſott	eſ ſett	eſ ſett	eſ ſott	eſ ſott
fragt! hört! ſchaut!	froged! loſed! lueged!	froge! loſe! luege!	froget! loſet! lueget!	froge! loſe! luege!	froget! loſet! lueget!	froge! loſe! luege!
haltet ihn! fürchtet euch nicht!	hebed in! fürchtet ech nit!	heben en! (hebed en!) ſeerchten ich nit!	hebet en! fürchet ich nit!	heben en! fürchen ich nit!	hebet en! ſeerchtet ich nit!	heben en! ſeerchten ich nit!
ſchlage!	ſchloſh!	ſchloſh! od. ſchlag!	ſchlah!	ſchlah!	ſchloſh!	ſchlah!
laßt! gebt! zieht! geht!	lönt! (löijed!) gätt! (gäbed!) zieibed! ganged! (gönged!)	leend! gänd! ziehnd! gehnd! od. leen! gänn! ziehnd! gehnd!	löhnt! gänt! ziehnt! göhnt!	leen! gänn! ziehnd! gehnd!	leent! gänt! ziehnt! gehnt!	leen! gänn! ziege! gehnd!
zählen	zelle	zelle	zehle	zehle	zehle	zehle
ſagen, tragen, legen	ſäge, träge, legge	ſage, trage, lege	ſage, trage, lege	ſage, trage, lege	ſage, trage, lege	ſage, trage, lege
ſchlagen, ſehen, nehmen	ſchloſh, gſeeh, neeh	ſchloſh, gſeeh, näſh	ſchloſh, ſeeh, neeh	ſchlah, ſäh, neeh	ſchloſh, ſäh, näſh	ſchlah, ſäh, näſh
geſchlagen	gſchlage	gſchlage	gſchlage	gſchlah	gſchlage	gſchlah
(ge)kommen, genommen	choo, gnoh	koo, gnoh	choo, gnoh	chuh, gnuh	chuh, gnuh	kuh, gnuh
ich kann eſ nicht auſſtehn	i cha's nit uſgſtoſh	i ka's nit uſſtoſh	i cha's nit uſgſtoſh	i cha's nit uſgſtoſh	i cha's nit uſgſtoſh	i ka's nit uſgſteſh
dieſer gute Mann	dä guet Ma	dä guet Ma	dä guet Ma	där guet Mann	dä güet Mann	dä güet Mann
ein guter Mann	e guete Ma	e guete Ma	e (ne) guete Ma	ne (e) guebe Mann	e güebe Mann	e güeber Mann
jener, jenes	däin, däis	ſelbe, ſelb (ſelle, ſell)	ſelle, ſelb u. ſel od. däis	ſeller od. ſelle, ſel	ſelle, ſel	ſeller, ſel
unſer, euer	euiſe, eue	unſer, eyer	iſſe, eue	unſer, euer	unſer, eyer	unſer, eyer
ſeine	ſyni	ſyni	ſyni	ſyni	ſyni	ſynä
ſolche	ſettigi	ſonigi	ſettigi	ſettigi	ſonigi	ſonigi
ſein	käi	kai	käi, ken, fe	ke	käi	käi
nicht, nichts	nitt, nütt	nitt, nytt	nitt, nütt	nitt, nytt	nitt, nytt	nitt, nytt
zwei Mal	zwen Mohl	zwai Mohl	zwäi Mohl	zwäi Mohl	zwäi Mohl	zwäi Mohl
zwanzig	zwänzg	zwanzig	zwänzig	zwanzig	zwänzig	zwanzig
her	har	her	her	her	har	her

Schriſtdeutſch	Baselland	Stadt Baſel	Sebel (Wieſenthal)	Markgrafen- land (Rebland)	Sundgau (Blosheim)	Mülhauſen
vorbei	verbei	verby	verbei	verbei	verbei	verbei
wo, von	wo, vo	wo, vo	wo, vo	wu, vu	wo, vo	wo, vo
daß, als	aß, aß	aß (daß), aß (als)	aß, aß	daß, aß	aß, aß	aß, aß
und, bald, ſelbiges	und, bold, ſelb	und, bald (ball), ſeli (ſell)	und, bal, ſel	un, bal, ſel	un, bol, ſel	un, bol, ſel
ſonſt	juſt (jüſt)	junſt	juſt od. junſt	juſt	juſt	junſt
ein wenig, ein kleinwenig	e wenig (e weni), e wenigli (eweneli)	e wenig (e weni), e wenigli (eweneli)	e wenig, e wengeli	e weng, e wengeli	e weni, e weneli	e wenig, e biſi
hoch	höch	hoch	hoch	hoch	hoch	hoch
viel, wohl	vill, woll	viil, wohl	viil, wohl	viil, wohl	vill, woll	viil, wohl
Meiſterin	Mäiſterne	Maiftere	Mäiſterne	Mäiſtere	Mäiſterni	Mäiſtere
Gläſchen	Gleeſli	Gleeſli	Gleeſli	Gleeſli	Gleeſli	Gleeſlä
ſie haben ſie ge- geben	ſi häi ſe gee	ſi hänn ſi gä	ſi hen ſi gee	ſi hen ſi gee	ſi häi ſi gä	ſe hān ſe gä
Willſt du nicht, ſo haſt du gehabt	Witt nitt, ſe heſch gha	Witt nitt, ſo heſch gha	Witt nitt, ſe heſch gha	Witt nitt, ſe heſch gha	Witt nitt, ſo heſch gha	Witt nitt, ſe haſch gha
mit dem, zu ihm, aus einem, auf ihn	mitim, zuenim, uſime, uffin	mitem, zuenem, uſeme, uffen	mitem, zuenem, uſeme, uffen	mitem, zuenem, uſeme, uffen	mitem, züenem, üſeme, uffen	mitem, züenem, üſeme, uffen
etwas, Eſaß, barfuß	öppis, Eſis, barfüß	eppis, Eſaß, barfüeß	öbbis, Eſis, barfüß	ebbis, Eſas, barfües	ebbis, Eſaß, barfües	ebbes, Eſaß, barfües
nicht mehr	nimme (nümme)	nimme od. nimmi	nümme od. nümmi	nimmi	nimmi	nimmi
langſam, Faſtnacht	landſem, Faſnecht	langgſam, Faſ- nacht	landſem, Faſnecht	landſem, Faſnacht	langſam, Faſnacht	langſam, Faſnacht
einſt	albe	als	alme od. almig	almig	als	als
nachgerade	aſe	efange	efange	efange	efange	efange
irgend, irgend et- was	neue, öppis	naimc, eppis	neume, neumis	näume, ebbis	naimc, ebbis	naimc, ebbes
gar ſehr	grünſli	feerchterliq, arg	jölli	jölli	arg	arg

- XXXVII. 1859. (Bischof, W.) Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungsantritte Karls IV.
 XXXVIII. 1860. (Heusler, Andr.) Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft, 1349—1400.
 XXXIX. 1861. (Burckhardt, Th.) Basel im Kampfe mit Oesterreich und dem Adel.
 XL. 1862. (Hagenbach, R. R.) Das Basler Concil. 1431—1448.
 XLI. 1863. (Fechter, D. A.) Basels Schulwesen im Mittelalter. Gründung der Universität. Anfänge der Buchdruckerkunst.
 XLII. 1864. (Burtorf, R.) Basel im Burgunderkriege.
 XLIII. 1865. (Bischof, W.) Der Schwaberkrieg und die Stadt Basel. 1499.
 XLIV. 1866. (Frey, Hans.) Basels Eintritt in den Schweizerbund.
 XLV. 1867. (Burtorf, R.) Die Theilnahme der Basler an den italienischen Feldzügen.
 XLVI. 1868. (Hagenbach, R. R.) Johann Decolampad und die Reformation in Basel.

3. Erzählungen und Darstellungen in zwangloser Reihenfolge.

- XLVII. 1869. (Weisner, Fr.) Schweizerische Feste im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert.
 XLVIII. 1870. (Wieland, Carl.) Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz während der Jahre 1798 und 1799.
 XLIX. 1871. (Wieland, Carl.) Dasselbe. Zweiter Theil.
 L. 1872. (Bischof, W.) Eine Basler Bürger-Familie aus dem sechzehnten Jahrhundert.
 LI. 1873. (Bischof, W.) Das Karthäuser-Kloster und die Bürgerschaft von Basel.
 LII. 1874. (Heyne, M.) Ueber die mittelalterliche Sammlung zu Basel.
 LIII. 1875. (Stähelin, R.) Karl Rudolf Hagenbach.
 LIV. 1876. (Frey, Hans.) Die Staatsumwälzung des Cantons Basel im Jahre 1798.
 LV. 1877. (Frey, Hans.) Basel während der Helvetik. 1798—1803.
 LVI. 1878. (Wieland, Carl.) Basel während der Vermittlungszeit. 1803—1815.
 LVII. 1879. (Wieland, Carl.) Die vier Schweizerregimenter in Diensten Napoleons I. 1803—1814.
 LVIII. 1880. (Burckhardt, Dr. Albert.) Basel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Erster Theil.
 LIX. 1881. (Burckhardt, Dr. Albert.) Dasselbe. Zweiter Theil.
 LX. 1882. (Bernoulli, August.) Die Schlacht bei St. Jacob an der Birs.
 LXI. 1883. (Bernoulli, August.) Basel im Kriege mit Oestreich. 1445—1449.
 LXII. 1884. (Probst, Emanuel.) Bonifacius Amerbach.
 LXIII. 1885. (Boos, Heinrich.) Wie Basel die Landschaft erwarb.
 LXIV. 1886. (Burckhardt, Achilles.) Hans Holbein.
 LXV. 1887. (Burckhardt-Biedermann, Th.) Helvetien unter den Römern.
 LXVI. 1888. (Birmann, M.) Die Einrichtungen deutscher Stämme auf dem Boden Helvetiens.
 LXVII. 1889. (Trog, Hans.) Die Schweiz vom Tode Karls des Großen bis zum Ende des burgundischen Reichs.
 LXVIII. 1890. (Burckhardt, Albert.) Die Schweiz unter den falschen Kaisern.
 LXIX. 1891. (Bernoulli, August.) Die Entstehung des ewigen Bundes der Eidgenossen.
 LXX. 1892. (Thommen, Rudolf.) Geschichte der Eidgenossenschaft bis zum Eintritt Luzerns in den Bund. 1291—1332.
 LXXI. 1893. (Wackernagel, Rudolf.) Die Stadt Basel im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.
 LXXII. 1894. (Jäh, Franz.) Johann Rudolf Wettstein. Ein Zeit- und Lebensbild. (Zur Säkularerinnerung.) Erster Teil.
 LXXIII. 1895. (Jäh, Franz.) Dasselbe. Zweiter Teil.

Frühere Jahrgänge der Neujahrsblätter sind, soweit dieselben noch vorhanden, zu beziehen in **H. Reich's** Buchhandlung, vorm. E. Deitloff, Freiestraße Nr. 40.

